



# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

34. JAHRGANG 4 | 2005





Engelsdarstellung aus der Marienkapelle in Essingen (Ostalbkreis).

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt  
der Landesdenkmalpflege

4/2005 34. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts:

Präsident Prof. Dr. Dieter Planck

Schriftleitung: Dr. C. Dutzi

Stellvertreter: Dr. Chr. Unz

Redaktionsausschuss:

Dr. C. Baer-Schneider, Dr. J. Breuer,  
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. D. Jakobs,  
Prof. Dr. C.-J. Kind, PD Dr. D. Krausse,  
Dr. H. Schäfer, Dr. P. Wichmann,  
Dr. D. Zimdars

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,  
Stuttgart

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart

Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,  
Nicolaus-Otto-Straße 14,  
89079 Ulm-Donautal

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 20 000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei  
gebleichtem Papier

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Bankverbindung:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,  
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,  
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).

Verwendungszweck:

Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 07 11/66463-203, Montag bis Mittwoch).

*Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.*

# Inhalt

## 173 Editorial

Bernhard Laule

## 175 Tag des Offenen Denkmals 2005

Eröffnungsfeier  
in Breisach/Neuf-Brisach  
am 10. September 2005  
Sunhild Kleingärtner

## 180 „Ich bin zu faul zum Rechnen“ –

Konrad Zuses Computer Z 22  
im Zentrum für Kunst und Medien-  
technologie Karlsruhe  
Clemens Kieser

## 185 „Es kumt ein schiff geladen recht uf sin höchsten bort, ...“

Die spätgotischen Wandmalereien  
der Marienkapelle in Essingen  
Janine Butenuth / Karl Fiedler /  
Helmut F. Reichwald

## 199 Kelten-Käthchen, käuflich?

Ein Sandsteinkopf in Heilbronn  
genauer betrachtet  
Jutta Ronke

## 201 Die Notkirchen von Otto Bartning

– eine serielle Kirchenbau-  
produktion der Nachkriegszeit  
Überlieferte Zeichen eines Neu-  
anfanges nach dem Zweiten Weltkrieg  
Svenja Schrickel

## 214 Von der Weltkarte zur Ansichtskarte

Historische Ansichten der Insel  
Reichenau als Gegenstand denkmal-  
kundlicher Fragestellungen  
Christine Leukel / Dagmar Zimdars /  
Peter Schmidt-Thomé

## 225 Spannhaken

Seltene Funde mittelalterlichen  
Armbrust-Zubehörs  
Uwe Gross

## Denkmalporträt

## 231 Zwei Münchner Malerfürsten in Biberach

Die Künstlerateliers von  
Anton Braith und Christian Mali  
Dieter Büchner

## 234 Personalia

## 234 Ausstellungen

## 236 Mitteilungen

## 237 Bücher

# Editorial

Bernhard Laule

Mit der Veranstaltung der „Journées Portes ouvertes des Monuments historiques“ begann 1984 in Frankreich die Erfolgsgeschichte des „Tags des offenen Denkmals“. Zur weiteren Verbreitung dieser Idee trug wesentlich die Verkündung der „European Heritage Days“ durch den Europarat 1991 bei. 2005 haben nun 48 Länder einen Tag im Jahr dem gebauten kulturellen Erbe gewidmet. Der Zuspruch der Öffentlichkeit ist ungebrochen und die Zahlen sprechen für sich. Allein in Deutschland besuchten an diesem Tag 4 Millionen Besucher 6500 Denkmale.

60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs stand auf Vorschlag der Deutschen Stiftung Denkmalschutz der diesjährige Tag des offenen Denkmals unter dem Leitthema „Krieg und Frieden“. Gemeint waren damit die wiederkehrenden Zerstörungen und Wiederaufbauten, zugleich jedoch auch die Dualität zweier grundsätzlich unterschiedlicher Vorstellungen zum Wiederaufbau kriegszerstörter Städte und Regionen. Denn einerseits findet man traditionelle Konzepte der Rekonstruktion, andererseits neue Ideen für zeitgenössische und zeitgemäße Konzepte.

Wie kaum eine andere Region ist die Kulturlandschaft Oberrhein zwischen Schwarzwald und Vogesen beispielhaft für ein 2000-jähriges wechselvolles Schicksal im Schatten politischer Machtinteressen. Aus diesem Grund ist hier das erhaltene materielle Kulturerbe nicht allein Denkmal, sondern auch Mahnmal. Und diese Erkenntnis birgt Hoffnung auf dauerhafte Freundschaft und Frieden! Es lag deshalb auf der Hand, die zentrale Eröffnungsveranstaltung in zwei Städten links und rechts des Rheins auszurichten, die seit sechzig Jahren beispielhaft für die Entwicklung deutsch-französischer Freundschaft stehen.

Der Tag des offenen Denkmals wurde also zum ersten Mal grenzüberschreitend eröffnet. Die Festveranstaltung am 10. September 2005 wurde von den Partnerstädten Breisach und Neuf-Brisach, von der regionalen Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Freiburg und vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart organisiert.

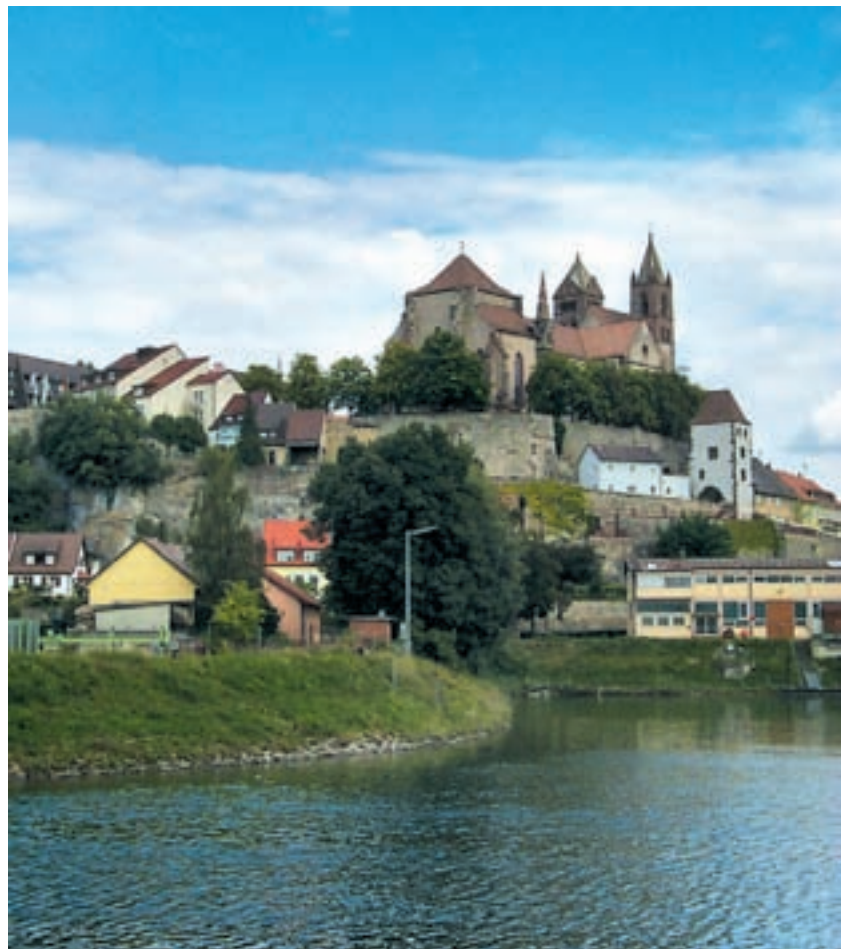
Auftakt des Festaktes bildete die Begrüßung durch Herrn Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart. Im Anschluss hielt Herr Staatssekretär Rudolf Köberle MdL, Innenministerium Baden-Württemberg, die Festrede. Es folgten Grußworte der beiden gastgebenden Bürgermeis-

ter, Herrn Alfred Vonarb und Monsieur Maurice Zimmerlé, sowie von Monsieur François Laquièze, Directeur de la Direction Régionale des Affaires Culturelles, Strasbourg. Er gab unserem gemeinsamen Wunsch nach weiterer verstärkter Zusammenarbeit zwischen den Kultureinrichtungen der Oberrhein-Region Ausdruck.

Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg nahm überdies die Eröffnungsveranstaltung zum Anlass, den Förderverein Ehemaliges Jüdisches Gemeindehaus Breisach, der durch Frau Dr. Christiane Walesch-Schneller vertreten wurde, auszuzeichnen. Die Ehrung nahm Herr Abgeordneter Gundolf Fleischer MdL vor.

Denkmaleigentümer, ehrenamtliche Helfer, Vereine, Denkmalschutzbehörden, Kommunen, Kirchen, Wissenschaftler und Denkmalpfleger haben dieses Jahr in Baden-Württemberg wieder mitgewirkt und der Öffentlichkeit am Sonntag, den 11. September, Wissen über ca. 600 Kulturdenkmale vermittelt und deren Bedeutung erklärt. Für dieses große Engagement sei den Beteiligten hier herzlich gedankt.

*1 Der Breisacher Münsterberg.*



2 Neuf-Brisach aus der Luft. Blick auf die Festungsanlage Vaubans.



Bei aller Freude über den großen Zuspruch am Tag des offenen Denkmals bedarf es zukünftig besonderer Anstrengungen, diesen Erfolg fortzuschreiben. So muss es der Denkmalpflege wie auch den Schulen und anderen Bildungseinrichtungen ein noch stärkeres Anliegen sein, bei der Jugend stetiges und wachsendes Interesse für die Kulturgeschichte und ihre materiellen Zeugnisse zu wecken. Dabei gilt es, sich neuer Vermittlungs- und Inszenierungsmöglichkeiten der Denkmalpädagogik zu bedienen. Die Besucherplattform in der Vorhalle des Freiburger Münsters zum Abschluss der Konservierung des farbig gefassten Figurenprogramms hat 2004 eindrucksvoll bewiesen, wie anregend ein solches Angebot auf das Interesse aller Altersgruppen und aller Bevölkerungsschichten wirkt.

Gerade der Tag des offenen Denkmals ist eine willkommene Gelegenheit, Kinder und Jugendliche an das Thema Geschichte und Denkmalpflege heranzuführen, sie von der Notwendigkeit der Erhaltung des gesamten kulturellen Erbes zu überzeugen und sie für einen verantwortungsvollen Umgang damit zu sensibilisieren. Zukünftig sollte dies durch verstärkte Einbeziehung der Jugend an diesem Tag erfolgen. Denn das Wissen um den Ursprung und die Entwicklung menschlicher Gemeinschaft und die Kenntnis des kulturellen Erbes gehören zu den Grundanliegen eines jeden Menschen und jeder Kulturnation.

**Dr. Bernhard Laule**  
Regierungspräsidium Freiburg  
Referat 25 – Denkmalpflege

# Tag des Offenen Denkmals 2005

## Eröffnungsfeier in Breisach/Neuf-Breisach am 10. September 2005

*Anlässlich des 60-jährigen Kriegsendes lautete das von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gewählte Thema des diesjährigen Tags des Offenen Denkmals „Krieg und Frieden“. Die landesweite Eröffnungsveranstaltung in Baden-Württemberg wurde erstmals grenzüberschreitend durchgeführt. Der Auftakt erfolgte am Vormittag in der heute als Gesamtanlage geschützten Oberstadt von Breisach am rechten Rheinufer. Nachmittags wurde sie innerhalb der eindrucksvoll erhaltenen, links des Rheins gelegenen Vauban-Festung von Neuf-Breisach fortgesetzt. Rund 250 Personen folgten der Einladung des im Regierungspräsidium Stuttgart angesiedelten Landesamts für Denkmalpflege, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und der Stadt Breisach. Ohne auf Danksagungen und Details näher einzugehen, wird nachfolgend über Ablauf und Inhalt der einzelnen Programmpunkte zusammenfassend berichtet.*

Sunhild Kleingärtner

### Damals und Heute

Schauplatz der Veranstaltung am Vormittag war die Freilichtbühne des Schlossplatzes in Breisach am Oberrhein. Auf den musikalischen Auftakt durch das Blechbläserorchester der Stadtkapelle Breisach folgte die Begrüßung durch Prof. Dr. Dieter Planck. Der Präsident des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart verwies auf die geographisch bedeutende Lage des

Veranstaltungsortes an einem strategisch wichtigen Rheinübergang in Sichtweite der Burgundischen Pforte. Er erinnerte an archäologische Zeugnisse, welche die Bedeutung Breisachs in vor- und frühgeschichtlicher Zeit unterstreichen. In einer kurzen Rückschau erfuhr der Besucher um die besondere Stellung Breisachs als herausragendes Dokument der Kriegszerstörungen im Laufe der wechselvollen europäischen Geschichte. Bestes Beispiel dafür sind die insbesondere auch an der



1 Eintragung ins Goldene Buch der Stadt Breisach am Rhein. Von links nach rechts: Bürgermeister der Stadt Breisach am Rhein Alfred Vonarb, Bürgermeister der Stadt Neuf-Breisach Maurice Zimmerlé, Staatssekretär Rudolf Köberle Mdl, Innenministerium Baden-Württemberg, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart Prof. Dr. Dieter Planck.

2 Auszeichnung des Fördervereins Ehemaliges Jüdisches Gemeindehaus Breisach. Scheckübergabe an die Vorsitzende des Fördervereins Frau Dr. Christiane Walesch-Schneller durch Gundolf Fleischer MdL, Denkmalstiftung Baden-Württemberg.



Westseite des Breisacher Münsters erhaltenen Einschüsse.

Besonders vor dem Hintergrund der deutsch-französischen Auseinandersetzungen im Grenzgebiet und des Baus von Festungsanlagen im Jahre 1665 durch den französischen Architekten Sébastien le Prestre de Vauban wurden Breisach und Neuf-Brisach als Orte für die Auftaktveranstaltung ausgewählt. Heute ist einzig das auf der linken Rheinseite angelegte Pendant erhalten, die rechtsrheinische Anlage wurde 1743 vollständig geschleift.

### Kriegszerstörung und Wiederaufbau

In seiner Ansprache verwies Staatssekretär Rudolf Köberle auf die Bedeutung vom Tag des Offenen Denkmals, an dem „Türen geöffnet werden sollen“. Neben allgemeinen Gedanken zu Krieg und Wiederaufbau, die erkennbare Spuren in den Städten hinterlassen haben, benannte er zwei wesentliche, zur Zeit des Wiederaufbaus eingeschlagene Richtungen. Einerseits entschied man sich für möglichst getreue Nachbildungen der kriegsbeschädigten Bauten und ehemaligen stadtplanerischen Konzepte, um an das anzuknüpfen, was einst war. Andererseits wählte man Neuentwürfe, die sich als Zeichen des Neubeginns offensichtlich von ihren Vorgängerbauten, Stadtstrukturen und Platzgestaltungen abhoben. Entsprechende Zeugnisse sind heute anhand der Denkmallandschaft noch ablesbar.

Darüber hinaus enthielt die Ansprache eine generelle Erinnerung an die dauerhafte Verpflichtung zu Erhalt und Pflege des kulturellen Erbes als landespolitische Aufgabe, und zwar in Form eines kreativen Zusammenwirkens von Kommunen, Wissenschaft, Behörden, Stiftungen und bürger-

schaftlichen Initiativen. Die Aufnahme des Limes in die Liste des Weltkulturerbes wurde als Erfolg gewertet. Zukünftig sollen weitere Bemühungen folgen, beispielsweise auch in Bezug auf die militärischen Festungsanlagen Vaubans.

### Deutsch-französische Freundschaft

Als Bürgermeister der Stadt Breisach am Rhein zeigte sich Alfred Vonarb hinsichtlich der Wahl von Thema und Standort der Eröffnungsveranstaltung höchst erfreut. Sein Dank war mit der Hoffnung auf entgegenkommendes Engagement hinsichtlich der Münsterrenovierung verbunden sowie dem Wunsch, mit Hilfe der noch weiter ins öffentliche Interesse zu rückenden Vauban-Bauten die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, um so den Frieden zu erhalten.

Vor dem Hintergrund kollegialen Austausches und des im Sinne eines vereinten Europas durchgeführten Treffens bat Bürgermeister Vonarb den Staatssekretär, den Präsidenten des Landesamts für Denkmalpflege und den Bürgermeister der Stadt Neuf-Brisach sich in das Goldene Buch der Stadt Breisach einzutragen.

Der Bürgermeister der Stadt Neuf-Brisach Maurice Zimmerlé äußerte sich sehr erfreut über die langjährige Zusammenarbeit mit Baden-Württemberg und vor allem mit der Stadt Breisach. Dass beide Städte seit dem Zweiten Weltkrieg auf dem Weg zu einem gemeinsamen Europa seien, manifestiere sich einerseits in der Städtepartnerschaft, andererseits in dem gemeinsam verfassten Antrag zur Aufnahme der Festungsanlagen Vaubans in die UNESCO-Liste der Welterbestätten. Abschließend verwies Bürgermeister Zimmerlé auf Baudenkmale als Besonderheit für menschliche Begegnungen besonders auch in ihrer Funktion als Erinnerungsmale.

François Laquièze, Direktor der Regionalabteilung für kulturelle Angelegenheiten in Straßburg, erinnerte in seinem Grußwort an das diesjährige Thema, indem er die Zeugnisse kriegerischer Vergangenheit als Mahnmale bezeichnete. Zudem enthielten seine Worte den Wunsch nach weiterer intensiver Zusammenarbeit zwischen Architekten und Wissenschaftlern, gerade auch vor dem Hintergrund der im Jahre 2007 stattfindenden 300-Jahrfeier des Todesjahrs von Vauban und des geplanten UNESCO-Welterbeantrags.

### Tulla und Lemaitre

Ein kurzweiliges Zwiegespräch von *Tulla und Lemaitre*, durch zwei Schauspieler der Festspiele Breisach in Szene gesetzt, schlug den historischen Bogen zu einer für die Region in und um Breisach wichtigen Persönlichkeit. Es erinnerte an den In-



3 Führung über das Grabbungsareal beim römischen Fundplatz Argentovaria durch Prof. Dr. Ulrich Nuber, Albrecht-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau.

genieur Johann Gottfried Tulla (1770–1828), auch „Bändiger des Rheins“ genannt, der nicht nur den hinter der Freilichtbühne Breisach errichteten Turm erbaute, sondern auch den Rhein als Hauptwerk seines Lebens Anfang des 19. Jahrhunderts begründete, was das Ende von Breisachs Insellage bedeutete. Das redegewandte Pendant stellte den seinerzeit berühmtesten Pariser Schauspieler Frédéric Lemaître (1800–1876) dar. Ihm wird durch die diesjährige Aufführung des von Eric-Emmanuel Schmidt verfassten Bühnenstücks „Frédéric – oder Boulevard des Verbrechens“ durch die Festspiele Breisach gedacht. Beide so unterschiedliche Persönlichkeiten sind nicht unweit voneinander entfernt auf demselben Friedhof in Paris bestattet.

### Ausgezeichnet

Die diesjährige Auszeichnung der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, verliehen durch den Landtagsabgeordneten Gundolf Fleischer, erhielt der Förderverein Ehemaliges Jüdisches Gemeindehaus Breisach. Das Jüdische Gemeindehaus, aufgrund seines Anstrichs auch *Blaues Haus* oder im Volksmund *Judenschule* genannt, dient nun in restauriertem Zustand als Bildungs- und Gedenkstätte, um die wechselvolle Geschichte Breisachs zu verdeutlichen und den jüdischen Bürgern am Oberrhein ein Denkmal zu setzen.

Die jüdische Gemeinde Breisachs entstand um 1640. Im Jahr 1829 erwarb sie das heute als *Blaues Haus* bekannte, damals als Wirtshaus genutzte Gebäude, um darin eine Schule einzurichten. Nachdem im Jahr 1938 die Synagoge zerstört wurde, nutzte man es im oberen Raum zusätzlich als Betsaal für die Gemeinde. Im Oktober 1940 erfolgte die Deportation der badischen Juden, was das Ende der Nutzung des Blauen Hauses als Betsaal bedeutete. Schließlich konnte das

Haus durch den Förderverein Ehemaliges Jüdisches Gemeindehaus Breisach und die Stadt Breisach erworben werden. Die Initiative zur Restaurierung des Hauses beruhte auf privatem und institutionellem bürgerschaftlichem Engagement. Von der Denkmalstiftung wurden zweimal 15 000,- EUR für Restaurierungsarbeiten zur Verfügung gestellt.

Als Vorsitzende des Fördervereins Ehemaliges Jüdisches Gemeindehaus Breisach nahm Frau Dr. Christiane Walesch-Schneller die Urkunde und eine finanzielle Auszeichnung in Höhe von 2 500,- EUR mit besten Wünschen für bleibendes Engagement dankend entgegen. Im Rahmen einer am Nachmittag stattgefundenen Führung erzählte Günter Boll vom Leben der Juden, ihrer Vertreibung sowie von den Räumlichkeiten und Funktionen des Hauses. Auf die Besichtigung des Gebäudes folgte ein Besuch der Judengasse.

### Fahrt auf dem Rhein und zur *Salle des Fêtes* in Neuf-Breisach

Der musikalische Abschluss des Breisacher Auftaktes wurde von der Stadtkapelle Breisach gestaltet. Ein gemeinsamer Gang brachte die Besucher anschließend zur Schiffsanlegestelle der Breisacher Fahrgastschiffahrt, wo auf dem Oldtimer-Schiff „Schloss Münsingen“ mit Blick auf Feldberg, Alpen und Breisacher Münsterberg Mittag gegessen wurde.

Zur Anlegestelle zurückgekehrt wurden alle Teilnehmer mit Hilfe von Bussen zur *Salle des Fêtes* nach Neuf-Breisach gebracht. Im Anschluss an die Begrüßung durch den Bürgermeister der Stadt Neuf-Breisach Maurice Zimmerlé gab Dr. Friedrich Jacobs vom Regierungspräsidium Freiburg, Referat Denkmalpflege, eine kurze Einführung zu den jeweiligen Vorträgen.



4 Tulla und Lemaitre im Zwiegespräch, dargestellt von Schauspielern der Festspiele Breisach .

#### Römische Archäologie am Oberrhein

Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber von der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg sprach über die römische Archäologie am Oberrhein. Der allgemein gehaltene Überblick stellte eine kulturhistorische Einführung für die anschließende Exkursion zum nördlich von Biesheim gelegenen Grabungsareal beim römischen Fundplatz *Argentovaria* dar. Die Zuhörer erfuhren, dass mit der Vertreibung Ariovists durch Caesar (59–44 v. Chr.) im Jahr 58 v. Chr. das heutige Elsass für fünf Jahrhunderte zum Imperium Romanum gehörte und welche archäologischen Nachweise die Anwesenheit der Römer in dieser Gegend bezeugen. Besonders herausgegriffen wurden die Rolle des linksrheinisch befindlichen *Argentovaria*/Oedenburg und diejenige des rechts des Rheins gelegenen Münsterbergs in *Brisiacum*/Breisach als militärischer Mittelpunkt. Die trinationale Archäologengruppe der Universitäten Sorbonne, Freiburg i. Br. und Basel erforscht seit 1998 das Areal des abgegangenen Ortes *Argentovaria*/Oedenburg. Die Universität Freiburg untersucht Reste einer spätrömischen Festung beziehungsweise einer mittelalterlichen Kirche in der Flur „Altkirch“. Ein Nachweis, dass *Argentovaria*/Oedenburg an dieser Stelle gelegen hat, ist noch nicht direkt erbracht, sondern wird bisher nur durch Indizien angezeigt.

Das in römischer Zeit zum Gebäudebau vom Kaiserstuhl und aus den Vogesen herangeschaffte Steinmaterial wurde in nachrömischer Zeit wieder verwendet. Eine Kupfermünze von 1696 bezeugt, dass ein planmäßiges Ausräumen der Mauern Ende des 17. Jahrhunderts stattgefunden hat.

Heute finden sich zumeist nur noch negative Formen, in denen sich einst Mauerzüge befunden haben.

Beim anschließenden Besuch im Musée Gallo-Romain in Biesheim konnten zwei herausragende Exponate bewundert werden: ein doppelaxtförmiger Silberbarren aus reinem Silber mit Schautempel, bestimmbarer Scheideanstalt und einem Materialumfang, der etwa 50 Silbermünzen entspricht, sowie eine 5 cm große Karneolgemme mit römischer Kaiserdarstellung, über einer besiegten Völkerschaft hinwegsprenkend, in qualitativem Schriff und fein gearbeiteter Goldfassung aus karolingisch-ottonischer Zeit.

#### Vauban-Festung in Neuf-Brisach

Pierre Schwarz, Vorsitzender des Historischen Vereins „La Courtine“ von Neuf-Brisach, sprach über den Festungsbau des 17. Jahrhunderts am Beispiel der Festung Neuf-Brisach mit anschließender Führung über die Anlage. Zu Beginn des Vortrags wurden Charakteristika der mittelalterlichen Befestigung dargelegt und veranschaulicht, wie sehr Waffentechnik und Form der Anlage einander bedingten. So bedurfte beispielsweise auch die Artillerie, als Ende des 15. Jahrhundert schließlich längere Geschützrohre, kleinere Kaliber und Eisenkugeln eingesetzt wurden, einer neuen Festungsart. Die notwendige Modernisierung erfolgte durch italienische Ingenieure durch den Einsatz pentagonförmiger Bastionen in aus Erde errichteten Schutzwällen. Die sehr anschaulich erhaltene, von Vauban konzipierte Anlage von Neuf-Brisach gilt als vollendete Form des bastionierten Festungsbaus. Da seine Errichtung auf freiem Feld erfolgte, wurde die Anlage sternförmig ausgebaut. Eine Belagerung der Festung Neuf-Brisach erfolgte erstmals 170 Jahre nach ihrer Erbauung, als sich erneut die Waffentechnik änderte. Infolge dessen kam es zur Modernisierung der bastionären Befestigungen nach preußischem Vorbild. Des Weiteren spielte Neuf-Brisach schließlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Rolle im Verbund mit der Maginot-Linie entlang der französisch-deutschen Grenze. Noch heute stellt die Festung von Neuf-Brisach ein anschauliches Beispiel des Verlustes dar, den die Vauban-Festung von Breisach erlitten hat.

#### Breisacher Münster

Otto Wölbert vom Landesamt für Denkmalpflege sprach über die Sanierung der Steinfassaden des Breisacher Stephansmünsters. Während es Ziel der 1956 durchgeführten Restaurierung war, Kriegsschäden zu beheben, bezeichnete er die neuerlich angelaufene Restaurierungskampagne als



Reaktion auf den nun einsetzenden natürlichen Zerfall des Baumaterials. Generell aus unterschiedlichen Natursteinmaterialien errichtet, ist der an vielen Gebäuden Breisachs verwendete vulkanische „Kaiserstühler Tuff“ das markanteste Material, das vor allem den Chorbereich des Münsters weithin sichtbar und unverwechselbar prägt. Um dieses Aussehen weiterhin zu gewährleisten, wurde das Verwitterungsverhalten des Kaiserstühler Tuffs naturwissenschaftlich untersucht, um es dann durch gezielte Konservierungsmaßnahmen erhalten zu können. Dieses Projekt war Teil des in den 1980er Jahren bundesweit initiierten Forschungsvorhabens „Steinzerfall“, in dem unter der Leitung des damaligen Landesdenkmalamtes und der Materialprüfungsanstalt Stuttgart Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen das Gestein und seine Schädigungen untersuchten. Verschiedene Konservierungsmöglichkeiten wurden an verschiedenen Stellen des Münsters mit unterschiedlichem Erfolg erprobt. Nach langwieriger Suche und Erprobung konnte ein passendes Ersatzmaterial schließlich gefunden werden. Auch wenn das oben genannte Forschungsvorhaben durch die Verlagerung von Forschungsschwerpunkten stagnierte, konnten Experten aus Baden-Württemberg zusammen mit der Kirchengemeinde Breisach, dem erzbischöflichen Bauamt Freiburg, dem geologischen Landesamt Freiburg, der Materialprüfungsanstalt Stuttgart und dem jetzigen Landesamt für Denkmalpflege den Abbau eines Ersatzgesteins initiieren. Noch dieses Jahr wird mit den Ausbesserungsarbeiten am Münster begonnen.

Die abschließenden Führungen im Münster Breisach wurden von verschiedenen Referenten durch detaillierte Erläuterungen bereichert. Über die Restaurierung der Wandfresken von Martin Schongauer berichtete Eberhard Grether aus Freiburg, über die Restaurierung des Reliquienschreins der Märtyrer Gervasius und Protasius Jochen Ansel vom Landesamt für Denkmalpflege. Otto Wölbert, ebenfalls vom Landesamt für Denkmalpflege, erläuterte gemeinsam mit Peter Gutmann aus Emdingen die Steinsanierung des Münsterchors und schließlich sprach Dr. Wolfgang Werner vom Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau im Regierungspräsidium Freiburg, über die Suche nach dem für diese Sanierung geeigneten Stein. Bevor sich die Gäste zu den verschiedenen Exkursionszielen begaben, lud die Stadt Neuf-Brisach zu einem gemeinsamen Ehrenwein ein. Der eigentliche Tag des Offenen Denkmals, den Denkmalpfleger und Denkmaleigentümer, darunter engagierte Vereine und ehrenamtliche Helfer, stets gemeinsam begehen, fand am darauf folgenden Tag, am Sonntag, den 11. September 2005, statt. Rund 600 baden-württembergische Objekte, da-

runter oftmals ansonsten nicht zugängliche Kulturdenkmale waren zu besichtigen.

Der Tag des Offenen Denkmals 2006 wird wie gewohnt am zweiten Wochenende im September stattfinden. Das Schwerpunktthema lautet dann *Rasen, Rosen und Rabatten – Historische Gärten und Parks*.

**Dr. Sunhild Kleingärtner**  
 Regierungspräsidium Stuttgart  
 Landesamt für Denkmalpflege  
 Berliner Str. 12  
 73728 Esslingen a. N.

*5 Mittägliche Fahrt auf dem Rhein mit dem Oldtimer-Schiff Schloss Münsingen.*





1 Konrad Zuse (1910–1995), Erfinder und Konstrukteur der Z22.

## „Ich bin zu faul zum Rechnen“ – Konrad Zuses Computer Z 22 im Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe

*Der Computer Zuse Z22 mit der Seriennummer 13 ist der älteste noch funktionsfähige und originalgetreu erhaltene Röhrenrechner der Welt. Die mit einem halben Tausend Elektronenröhren ausgestattete Rechenanlage befindet sich in einem vollständigen, sorgfältig gewarteten Zustand. Für die deutsche Wissenschaftsgeschichte ist es bedeutend, dass mit dem Typ Z22 die EDV allgemein Einzug in die Forschung und Lehre der Hochschulen halten konnte. Die Rechenmaschine der Fachhochschule Karlsruhe ist Landeseigentum, sie wurde dem Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) am 9. März 2005 offiziell als Dauerleihgabe übergeben. Bereits am 30. Juni 2003 war sie auf Antrag des Landesdenkmalamts als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalsbuch eingetragen worden.*

Clemens Kieser

Als erstes Technikum der Bundesrepublik Deutschland installierte die Staatliche Ingenieurschule Karlsruhe, heute Fachhochschule, im Wintersemester 1961/62 eine digitale Rechenanlage. Diese Zuse Z22 war 1959 für einen Preis von 250 000 DM zunächst im Landesvermessungsamt Wiesbaden in Betrieb genommen worden und kam dann in

Zweitverwendung für 100 000 DM in die FH Karlsruhe. Die Anschaffungssumme erscheint heute hoch, doch war der Apparat viel billiger als die erfolgreiche IBM 650, die damals bereits in der Bundesrepublik gefertigt wurde. Letztere war allerdings ein Gerät zur Datenverarbeitung, die Zuse primär eine Rechenmaschine.

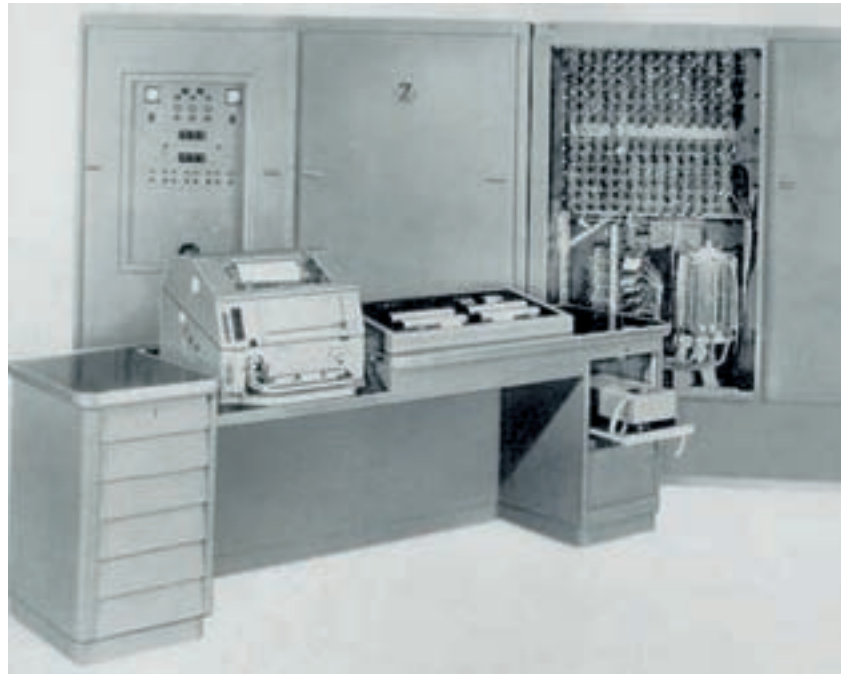


2 Die Rechenmaschine Zuse Z22. Heutiger Aufstellungsort im Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie, 2005.

Über viele Jahre hinweg konnten Studierende und Beschäftigte der FH Karlsruhe Aufbaukurse in der symbolischen Maschinensprache Freiburger Code und der höheren Programmiersprache ALGOL60 belegen. Zahlreiche Absolventen, viele später in führenden Positionen der Industrie, Forschung und Lehre, erlernten hier die Grundlagen der Informatik. Bis Ende 1971 befand sich die Anlage in regulärem Einsatz. In den Jahrzehnten vor ihrem Umzug im Herbst 2004 stand die mit Sachkenntnis, Sorgfalt und viel privatem Engagement gepflegte Z22 in einem separaten, der Aufbewahrung, Wartung und musealen Vorführung dienenden Raum der FH Karlsruhe.

Von 1957 an wurde die „elektronische Rechenanlage“ Z22 von der Konrad Zuse AG gebaut und 50-mal ins Inland, 5-mal ins Ausland verkauft. Es war das siebte Modell, das Zuse konstruiert hatte. Mit dieser Baureihe kamen die ersten in Deutschland serienmäßig hergestellten Röhrenrechner auf den Markt. Als diese Maschinen ausgeliefert wurden, waren sie durch die mittlerweile verbreitete Transistortechnik dennoch nicht mehr auf dem allerneuesten Stand der Entwicklung. Der vergleichsweise niedrige Preis und staatliche Industrieförderungs- und Beschaffungspolitik ermöglichten es jedoch, dass auch nach 1960 noch Röhrenmaschinen neu installiert wurden. Die Baureihe Z22 wurde vor allem in der Betriebswirtschaft, Bautechnik, Elektrotechnik, Ballistik, Aerodynamik, Optik, Vermessungstechnik, im Maschinen- und Kernreaktorbau sowie im Bergbau eingesetzt. Auch die folgende Z23, nun als reiner Transistorenrechner konzipiert, fand in den gleichen Bereichen Verwendung.

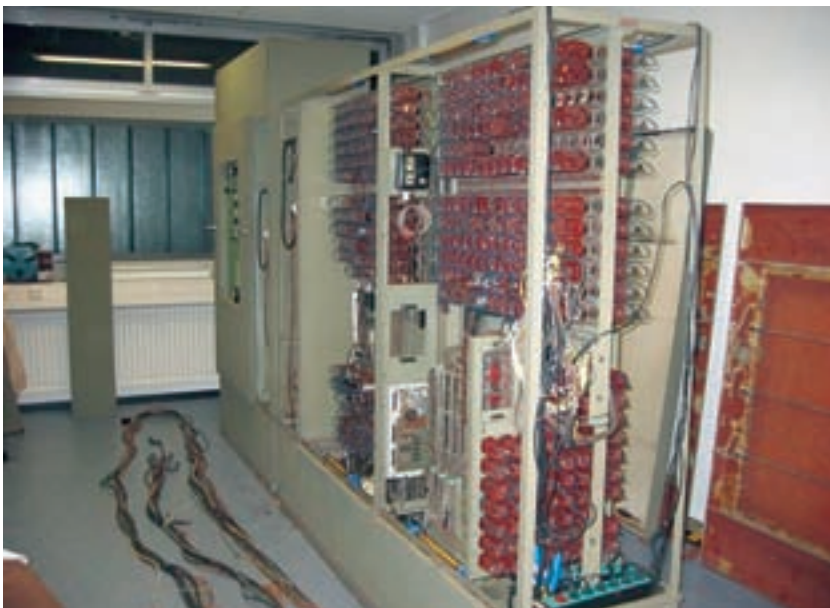
Mit der Z22 konnten erstmals Aufgaben in der damals neuen Programmiersprache ALGOL60 gelöst werden, die 1958–63 entwickelt worden war. Ein passender ALGOL-Compiler, ein an der Universität Mainz geschriebenes Übersetzungsprogramm, wurde der Zuse KG kostenlos überlassen. Dieses Vorgehen verdeutlicht die sich damals vollziehende Trennung von Hard- und Softwareentwicklung. Vorher wurden zwar mit enormem Aufwand Rechenmaschinen entwickelt, dabei kam die Software meistens zu kurz oder aber zu spät. Die zweite Computergeneration, durch die Z22 begonnen, wurde über komplexere Assemblersprachen gesteuert und verstand erste, nun auch maschinenunabhängige „Hochsprachen“. Die Z22 ist, dies eher für Computertechniker, eine mit etwa 140 kHz getaktete „Wortmaschine“, die im Dualsystem mit 38 Bit Wortlänge rechnet. Bei den mehreren hundert Röhren handelt es sich überwiegend um langlebige E90CC-Doppeltrioden, die auf Stecksockeln sitzen. Versorgt wird die Maschine von einem 6,3-kW-Netzteil. Nach einer später vorgenommenen Speichererweiterung



3 Werbefoto der Zuse AG von 1958.

verfügt die Karlsruher Z22 über einen Schnellspeicher mit 31 Wörtern mit jeweils 38 Bit Kapazität. Als Hauptspeicher fungiert ein Trommelspeicher mit 8192 Worten und 6000 Umdrehungen pro Minute. Die Originaltrommel ist noch vorhanden, aber nicht mehr in Betrieb. Sie wurde ersetzt durch eine neuere, gekapselte Magnettrommel mit gleichen Leistungsdaten, die beim Abbau einer jüngeren Z22 beim Landesvermessungsamt Wiesbaden übernommen werden konnte. Die Ersatztrommel ist magnetisch gelagert, wartungsfrei und läuft seit vielen Jahren problemlos. Die Programmbibliothek ist auf Lochstreifen angelegt und noch vorhanden, wie auch der mitgelieferte Schaltplan der Anlage. Als Ein- und Ausgabeeinheiten werden mechanische Fernschreibeeinrichtungen wie Blattschreiber und Lochstreifenleser verwendet.

Das „Hoch- und Herunterfahren“ der Anlage erfordert fast eine Viertelstunde. Die eigenwillige, ganz auf einen einfachen und billigen, möglichst vielseitig nutzbaren Hardware-Aufbau abzielende Konstruktion beruht auf dem „MINIMA“-Konzept des Freiburger Mathematikers Theodor Fromme, dessen Fragestellung lautete: „Wie baut man eine einfache und preiswerte Maschine, die mit angemessener Rechengeschwindigkeit mathematische Programme, die für Probleme an der Universität Freiburg anfallen, ausführt?“ Zuse hatte Wolfgang Haack, Professor für Mathematik an der TU Berlin, die erste fertig gestellte Z22 zugesagt. Haacks Assistenten beteiligten sich sogar an den Entwicklungsarbeiten und kamen häufig in den damaligen Firmenstandort in Neukirchen. Haacks Antrag auf 180000 DM für die Finanzierung der Entwicklung des Rechners für die TU bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) blieb



4 Die Rechenmaschine an ihrem einstigen Standort in der FH Karlsruhe.

5 Demontage der Z22 im Herbst 2004.

erfolgos. Die DFG vertrat Ende 1956 noch immer die Meinung, dass es sich bei der Beschäftigung mit den kostspieligen Computern um ein Spezialgebiet handele und es völlig ausreiche, wenn man sich in Göttingen, Darmstadt und München damit beschäftigte. Der spätere Verkaufserfolg der Z22 wurde schließlich durch ein Finanzierungsprogramm des Deutschen Bundestages ermöglicht, das helfen sollte, alle westdeutschen Universitäten mit Rechnern der heimischen Industrie auszustatten. So konnte die Zuse AG 1957 ein neues Fabrikgebäude in Bad Hersfeld beziehen und bis 1960 alle bereits bestellten Z22 ausliefern.

#### Fauler Rechner, fleißiger Tüftler

Als frisch diplomierter Bauingenieur 1934/35 bei den für die nationalsozialistische Rüstung wichtigen Henschel-Flugzeugwerken in Berlin beschäf-

tigt, waren Konrad Zuse (1910–1995) bald die stupiden, immer wiederkehrenden Rechenoperationen verhasst, die damals für Konstruktionspläne notwendig waren und die Ingenieure und ihre Mitarbeiter zu „Rechenknechten“ degradierten. Zuse kündigte und 1938, nach zwei Jahren Bauzeit im elterlichen Wohnzimmer, vollendete er seine erste Rechenmaschine. Diese noch ganz mechanisch arbeitende Z1 wog eine Tonne, war laut, störungsanfällig und konnte aus der Wohnung nicht mehr entfernt werden. Bald folgten die reibungslos arbeitenden Modelle Z2 und Z3. Letztere, durch die Deutsche Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrttechnik (DVL) mit einem Darlehen von 50000 Reichsmark gefördert, stellte Zuse 1941 erstmals der Öffentlichkeit vor. Bald erleichterte die Maschine den Konstrukteuren der Henschel-Flugzeugwerke das Konstruieren, wurde jedoch 1943 durch alliierte Bomben zerstört. Diesen ersten programmgesteuerten Computer der Welt baute Zuse zwanzig Jahre später aus dem Gedächtnis nach. Er befindet sich heute im Deutschen Museum München. Bereits 1947 schließt der geniale Tüftler mit „Plankalkül“ die jahrelange Entwicklung der ersten höheren Programmiersprache der Welt ab, die ihrer Zeit jedoch weit voraus war.

Zuse hat die Methode der computergerechten Fließkommazahlen schon früh realisiert und theoretisch auch dargestellt. Mit seinem Verfahren arbeitet noch heute jeder gängige Computer, vom Taschen- bis zum Großrechner. Bereits 1949 gründete Zuse mit seinen Freunden Harry Stucken und Frank Eckhard mit der Zuse KG im hessischen Neukirchen eine Computergesellschaft. Sie war weltweit die erste Produzentin von Rechnern für kommerzielle Auftraggeber. Als einzigen Großauftrag bis 1955 lieferte seine Firma die Z5 zur Berechnung optischer Systeme an die Ernst Leitz GmbH in Wetzlar. Da sich die westdeutsche Industrie nach dem Krieg im Aufbau befand und Computer zunächst wenig Interesse weckten, fand Zuse seine Absatzmärkte im Ausland. Seit den 1960er Jahren lieferte er auch in Ostblockstaaten, wie die Tschechoslowakei (u. a. die Z22 an Vermessungsämter), die DDR und die Sowjetunion. Die immer stärker werdende amerikanische Konkurrenz, die teure Softwareentwicklung und die hohen Vertriebskosten zwangen 1967 schließlich zum Verkauf der Firma an die Siemens AG. Bis dahin hatte die Zuse AG insgesamt 251 Computer produziert.

#### Wohin mit der Maschine?

Nach der Pensionierung des Ingenieurs, der die Z22 mit einem befreundeten Kollegen über viele Jahrzehnte gewartet hatte, sah sich die Karlsruher

Fachhochschule veranlasst, nach einer dauerhaften Lösung für „die Zuse“ zu suchen. Ein kompetenter Nachfolger im aktiven Kollegium, der diese Wartung hätte übernehmen können, wurde nicht gefunden. Zu einer weiteren Betreuung des Rechners auf Honorarbasis durch den bereitwilligen Fachmann konnte man sich nicht entschließen, auch machte die Raumnot der Hochschule die Demontage der Anlage scheinbar unvermeidlich. Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim und das Deutsche Museum in München lehnten die kostenfreie Übernahme der als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalsbuch eingetragenen Anlage ab. Man sah sich dort nicht in der Lage, die große Maschine unterzubringen und zu warten, wobei man den historischen Stellenwert und die technische Qualität der Anlage nicht in Frage stellte. Schließlich bemühte sich das renommierte, in Bonn ansässige „Arithmeum“ um den Erwerb der Z 22. Dieses junge, weltweit bereits führende Museum mechanischer Rechenmaschinen beschreibt in mehr als 1200 Exponaten die 300-jährige Entwicklung komplexer Rechenmechanik. Die Zuse hätte in diesem attraktiven, 1999 eröffneten Museum zweifelsohne das Ende des mechanischen Zeitalters gut anschaulich machen können. Für eine adäquate Unterbringung und eine hausinterne Wartung wollten die dortigen Kuratoren sorgen. In der Nachkriegszeit hatte sich Karlsruhe zu einem der führenden Forschungszentren der Technik gemauert. Wesentlichen Anteil hatten die wissenschaftlichen Institutionen, die damals mehrere umfangreiche Rechenanlagen erwarben. So waren in den 1960er Jahren zeitweilig sogar drei Zuse-Rechner vom Typ Z 22 und einer vom Typ Z 23 in Karlsruhe in Betrieb. Das in der Fachhochschule rechenfähig erhaltene Exemplar konnte also nicht nur wissenschaftliche, sondern auch heimatgeschichtliche Schutzgründe auf sich vereinen. Unter Würdigung der regionalhistorischen und forschungsgeschichtlichen Bedeutung der Z 22 für die technologische Entwicklungsgeschichte der Stadt Karlsruhe konnten das Landesdenkmalamt und die Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Karlsruhe der Verbringung des Kulturdenkmals nach Bonn nicht zustimmen. Den nach ergebnislosen Verhandlungen einsetzenden Stillstand konnte das Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) beenden, als es darum ersuchte, die Zuse Z 22 als Dauerleihgabe zu erhalten. Nach Prüfung der räumlichen, technischen und auch klimatischen Bedingungen im Museum, genehmigten die Stadt Karlsruhe als Untere Denkmalschutzbehörde und das Landesdenkmalamt den Umzug des Computers. Die konservatorisch unabdingbare Demontage durch geeignete Spezialisten bereitete jedoch

einige Schwierigkeiten, da diesen bereits im Herbst 2003 der Zugang zum Großrechner versagt worden war. Letztendlich konnten die mit der Anlage seit der ersten Stunde vertrauten Ingenieure mit der De- und Remontage des Rechners betraut werden, nachdem sich die Stadt Karlsruhe, das ZKM und die staatliche Denkmalpflege mit der FH verständigen konnten. Im Umgang mit Kunstwerken überaus erfahren, beauftragte das ZKM eine Kunstspedition von internationalem Renommee, denn die denkmalschutzrechtlichen Auflagen verlangten, die betagte Technik, insbesondere die vielen Hundert auf teilweise brüchig gewordenen Bakelitsockeln sitzenden Röhren mit größter Sorgfalt zu entnehmen, zu transportieren und am neuen Standort wieder einzusetzen.

An der Zuse Z 22 waren bereits in ihrer aktiven Zeit der 1960er Jahre einige die Rechenleistung steigernde Veränderungen vorgenommen worden, sodass die Maschine nicht mehr mit den werkseitig gelieferten Schaltplänen übereinstimmte. Um den Großrechner an seinem neuen Ort auch wieder in Betrieb nehmen zu können war also nicht nur elektrotechnisches Wissen, sondern auch eine vertiefte Kenntnis ihrer spezifischen Geschichte notwendig. Die Translozierung der teilweise fragil gewordenen Elektronik ins Museum hätte unter Umständen zum Verlust der wertvollen Funktionalität des Röhrenrechners führen können.

Innerhalb weniger Wochen konnte die Anlage an ihrem neuen Ort, am Beginn des Sammlungsrundgangs im ersten Obergeschoss prominent platziert und ohne Störungen rechtzeitig zur Eröffnung der neuen Konzeption des Museums in Betrieb gesetzt werden. Die Bedingungen für die Präsentation und den Betrieb sind heute optimal, da die Ausstellungsräume durchgehend klimatisiert sind. Die Rechenanlage verfügt zusätzlich über eine eigene, elektronisch geregelte Klimatisierung. Ihre Verlustwärme von über 5,0 kW wird durch große Ventilatoren mittels Umluft über Kühlschränke entsorgt. Die erforderliche Kühlleistung liefert eine extern zusätzlich aufgestellte Kälte-



6 Röhrenbaustein der Rechenmaschine.



7 Programmbibliothek auf Lochstreifen.



9 Markenzeichen der Zuse AG auf dem Gehäuse des Rechners.

maschine. Im Inneren des Gehäuses fällt nach dem Abschalten der Anlage Kondenswasser an, das vorher zu Eis gefroren war. Ursprünglich waren zu diesem Zweck lediglich winzige Auffangwannen am Boden des Geräts vorgesehen, die in jüngerer Zeit durch einen Ablauf ersetzt wurden. Die zerstörerisch wirkende natürliche Luftfeuchtigkeit bereitete in den langen Monaten, als die Rechenmaschine 2004 aufgrund interner Angelegenheiten der FH lange nicht in Betrieb genommen werden konnte, der Denkmalpflege schwere Sorgen. Denn um die Korrosion der Kontakte zu vermeiden – langfristig das sichere Ende der Betriebsfähigkeit – war die regelmäßige Trocknung durch die Wärmebildung des Betriebs unerlässlich. So kam der Umzug in das ZKM schließlich keineswegs zu früh. Hier ist nun ein schonender Dauerbetrieb der Anlage möglich, da ein häufiges, die Elektronik auf Dauer belastendes Ein- und Ausschalten entfällt.

Dennoch lässt sich die Funktionstüchtigkeit der Z22 nicht für eine kleine Ewigkeit garantieren, auch wenn die aktiven Pfleger der Anlage über die Jahre einen Vorrat an Originalbauteilen anlegen konnten. Immer wenn die Demontage eines Rechners der Baureihe bekannt wurde, konnten sich die Techniker in mehreren Fällen wertvolle, heute nicht mehr produzierte Teile sichern. Die Funktionsfähigkeit des Rechners kann durch diesen komfortablen Vorrat und mit einiger Sorgfalt noch für viele Jahre, mit etwas Fortüne sogar für die Dauer einer Generation aufrechterhalten werden.

Denkmalpflegerisch und museumstechnisch gesehen ist der neue Standort ein Glücksfall. Wie die feierliche Übergabe der Anlage zeigte, war die Umsetzung ein Erfolg vieler Väter: Ende gut, alles gut. Als Urahn moderner, nunmehr auch Bilder produzierender Elektronenhirne kommt dem Zuse-Computer im ZKM eine wichtige historische, aber auch museumsdidaktische Rolle zu. Schlaglichtartig veranschaulicht die Z22, dass Computer nicht nur trockene Technik, sondern durchaus (Kunst-)Werke kreativer Köpfe sind. Das Rechnen der Wissenschaft wird in der musealen Konfrontation mit den Werken der Kunst auch als

ästhetischer Vorgang begreiflich und Konrad Zuses schöpferische Leistung als einer der wichtigsten „Rechenkünstler“ der Moderne fassbar. Zuse hätte an der heutigen Präsentation seiner Maschine gewiss Gefallen gefunden. Wählte er doch in jungen Jahren das Studium als Bauingenieur, da er hier „die ideale Kombination von Ingenieur und Künstler“ vorzufinden glaubte. Tatsächlich ist die vermeintlich nüchterne Z22 ein Artefakt von einigem ästhetischen Reiz, der bei den Besuchern hohe Faszination hervorruft – befördert durch jenes geheimnisvolle Glimmen und Flackern der Röhren und Leuchtdioden, das durch die schon vor knapp zwei Jahrzehnten zu Schauzwecken installierten Sichtfenster zu beobachten ist. Zu den optischen und haptischen Reizen gesellt sich ein akustischer, denn der Computer kann nicht nur sonor brummen, sondern auch singen. Bei den regelmäßig angebotenen Spezialführungen zwitschert der Koloss eine Melodie, die seine Pfleger ihm einprogrammiert haben: Das Badener Lied – so viel Heimat muss die Technik haben.

#### Literaturauswahl:

- Konrad Zuse: Rechnender Raum. Wiesbaden 1969  
Konrad Zuse: Der Computer – Mein Lebenswerk. Berlin 1993  
Hartmut Petzold: Moderne Rechenkünstler. Die Industrialisierung der Rechentechnik in Deutschland. München 1992  
Jürgen Alex: Wege und Irrwege des Konrad Zuse. In: Spektrum der Wissenschaft (dt. Ausgabe von Scientific American), 1(1997)  
Raul Rojas (Hrsg.): Die Rechenmaschinen von Konrad Zuse. Berlin 1998  
Jürgen Alex, Hermann Flessner, Wilhelm Mons u. a.: Konrad Zuse – Der Vater des Computers. Fulda 2000  
Wolfgang Stieler: Röhren-Logik und Trommelspeicher. In Karlsruhe läuft noch eine Z22 von Zuse. In: c't – Magazin für Computer Technik, 20(2002), S. 100–104  
Informationen zur Besichtigung des ZKM in Karlsruhe: <http://www.zkm.de>  
Ausführliche technische Informationen zur Z22/13: <http://pl.attitu.de/zuse/>

**Dr. Clemens Kieser**  
Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 – Denkmalpflege  
Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe

# „Es kumt ein schiff geladen recht uf sin höchsten bort, ...“

## Die spätgotischen Wandmalereien der Marienkapelle in Essingen

*Die so genannte Marienkapelle steht auf einer Anhöhe etwas außerhalb des Ortskernes von Essingen (Ostalbkreis). Vom Baubestand der ursprünglichen Kirche hat sich nur der Chor erhalten, das Langhaus wurde 1831 abgebrochen. Seit längerem war bekannt, dass sich unter den deckenden Tüncheschichten im Chor Wandmalereien befinden. Zwischen 1989 und 2001 erfolgte eine Instandsetzung des Bauwerks mit umfangreichen statischen Sicherungsmaßnahmen. Eine Freilegung der Ausmalung wurde notwendig, nachdem die Schichten auf dem Malereibestand sich großflächig ablösten und massiver mikrobiologischer Befall auf den Malereien festgestellt wurde.*

Janine Butenuth / Karl Fiedler / Helmut F. Reichwald

Der Chor der Marienkapelle erhebt sich über einem einfachen, nahezu quadratischen Grundriss (Abb. 2). Massive Stützpfeiler stärken die Eckbereiche der Ostwand. Über das 1831 wegen Bau-fälligkeit abgebrochene Schiff liegen keine näheren Informationen vor. Der nach Abbruch des Schiffs heute etwas isoliert wirkende Bau wird von einem steilen Satteldach geschlossen. Der Innenraum mit Kreuzrippengewölbe zeichnet sich durch glatte Wandflächen aus. Die Nordwand ist geschlossen, an der Ostwand ist ein Dreipassmaßwerk in eine Spitzbogenöffnung eingefügt, die Südwand zeigt eine rechteckige Fensteröffnung. An der Westwand zeichnet sich das Gewände des Chorbogens ab, welcher in geringerer Mauerstärke verschlossen wurde. In dieser Ausmauerung befindet sich die Öffnung für eine zweiflügelige Eingangstüre mit Oberlicht.

Die erste Erwähnung der Kirche findet sich in einer Urkunde von 1313, weitere Nennungen liegen in zwei Urkunden von 1361 und 1538 vor. In keiner der Urkunden wird auf das Patrozinium der Kirche eingegangen, sie wird lediglich als Filialkirche der Essinger Hauptkirche St. Quirin bezeichnet. Der früheste und wohl auch einzig erhaltene Hinweis auf das Patrozinium findet sich auf der Pirschkarte von 1571/72 (Abb. 5), wo die Kirche als *St. Lbfrouwn* bezeichnet ist. Trotz der schematischen Zeichnung lässt sich das einstige Aussehen des Kirchengebäudes nachvollziehen. Demzufolge handelte es sich um eine einfache, einschiffige Saalkirche ohne Turm. Die urkundlichen Belege korrespondieren mit bauarchäologischen Untersuchungen, die im Innen-

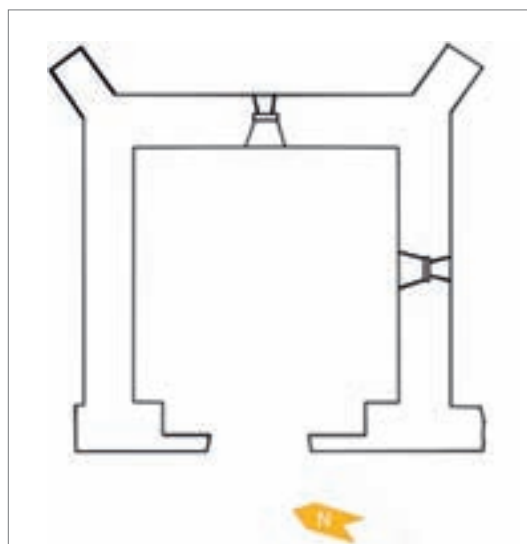
raum im Zuge der Instandsetzung 2000/2001 von Michael Weihs, Altenriet, durchgeführt wurden. Bei der Sondierung im Innenraum wurden gemauerte Gräfte angeschnitten sowie ein Fragment einer romanischen Apsismauerung. Demnach wird vermutet, dass die Kirche um 1350–1400 über einem romanischen Vorgängerbau aus dem 12. Jahrhundert errichtet wurde.

### Vorgeschichte der Instandsetzung und Restaurierung

Nachdem die Kirche in ihrem Bestand stark bedroht war, gründete sich 1988 der Heimat- und Geschichtsverein Essingen mit dem Ziel, die Marienkapelle vor dem Verfall zu bewahren. Dank des Engagements vieler Beteiligten konnte die



1 Die Marienkapelle von Südwesten nach der Instandsetzung.



2 Grundriss der Marienkapelle.



3 Sockelbereich Innenraum, Algenbewuchs, Aufnahme Mai 1994.

langwierige und mühsame Gesamtinstandsetzung des Bauwerkes mit Mitteln des Fördervereins, der Denkmalpflege und der Denkmalstiftung in Angriff genommen werden. Dabei galt es, vielerlei Aufgaben zu bewältigen. Die Dachkonstruktion war im Anschlussbereich der östlichen Giebelwand durch eindringendes Regenwasser stark angefault. Extrem starke Feuchteschäden im Innen- und Außenbereich gingen auf die schadhafte Dachdeckung, das Fehlen von Dachrinnen und Wasserabfuhrinnen sowie auf massiv aufsteigende Mauerfeuchtigkeit zurück (Abb. 3, Abb. 4). Neben der Beseitigung der Schäden musste die Wasserführung geregelt werden, für die Mauerwerksentfeuchtung war die Anbringung von Drainagen erforderlich. Das Dach musste unter Verwendung der alten, handgestrichenen Dachziegel neu eingedeckt und ergänzt werden. Es folgten Fundamentsicherungsarbeiten und umfangreiche statische Sicherungsmaßnahmen. Am Ostgiebel war das Mauerwerk aufgespalten, Risse setzten sich in das Giebeldreieck fort, die Traufwände waren nach außen gekippt, was sich an den auseinander klaffenden Gewölberippen abzeichnete.

Einen Maßnahmenswerpunkt bildete die Sicherung und Konservierung der bedeutenden Wandmalereien. Aufgrund abblätternder Überfassungen war der Bestand bereits im 19. Jahrhundert bekannt, dennoch hatte man auf eine Freilegung verzichtet, was aus heutiger Sicht als ein Glücksfall anzusehen ist, da die meisten Freilegungen vergangener Jahrhunderte durch schnelle und unsachgemäße Aufdeckungen erhebliche Schäden am Malereibestand verursacht haben.

Eine erste Untersuchung der Wandmalereien fand im Jahr 1989 durch die Restaurierung des Landesdenkmalamtes statt. Dabei wurden gravierende Schäden durch Feuchtigkeit, Salze und biologischen Bewuchs festgestellt. Die Malereien waren von sieben Kalktünchen abgedeckt, erste Freilege-

4 Marienkapelle von Nordosten vor der Instandsetzung im April 1989.

proben erwiesen sich als schwierig und sehr aufwändig, da diese nicht ohne parallele Sicherung und Festigung der Malereien erfolgen konnten. Weitere Untersuchungen folgten Mitte der 1990er Jahre, nachdem Übertünchungen in einem Bogenfeld beim Aufstellen eines Gerüsts herabfielen und ein Kopf zum Vorschein kam (Abb. 6).

Neben den statischen Sicherungsmaßnahmen konnten nun mit einer kompletten Einrüstung alle Wandbereiche erfasst werden. Dabei stellte sich heraus, dass sich Tüncheschichten und Mörtelergänzungen in großem Umfang bereits von der Malschichtoberfläche gelöst hatten, eine Verfestigung der Überfassungen folglich in höchstem Maße problematisch für den Malereibestand gewesen wäre. Des Weiteren hatte sich durch die dauerhafte Durchfeuchtung der Wände im Bereich der Tüncheablösungen biologischer Befall angesiedelt und zur Zersetzung des Bindemittels der Malerei geführt. Um hier eine am Bestand orientierte Behandlung durchzuführen, wurde beschlossen, zunächst alle bereits von der Malschicht gelösten Tüncheschichten zu entfernen. Nach den Untersuchungsergebnissen handelte es sich ausschließlich um monochrome Kalktüncheschichten, eine farbige Gestaltung der Kapelle nach der ersten Ausmalung konnte ausgeschlossen werden.

Die Abnahme der losen Schichten verdeutlichte den durch Feuchtigkeit entstandenen Umfang der Schäden und der Ablösungen (Abb. 8).

Nach Abwägung der Probleme entschied man sich 1996 für eine komplette Freilegung des Malereibestandes. Eine Abdeckung der offen liegenden Malereipartien hätte zu einer weiteren Beanspru-





chung des Bestandes geführt, eine unterschiedliche Alterung gegenüber noch abgedeckten Partien war ebenso wenig zu verantworten. Die Freilegung der Malereien und deren Konservierung erfolgten dann mit mehreren Unterbrechungen in den Jahren 1996 bis 2005. Als Ergebnis lässt sich heute ein relativ gut erhaltener Wandmalereibestand präsentieren. Technologische Aspekte geben interessante Aufschlüsse über die Entstehung der Malereien und eine kunsthistorische Untersuchung zu den Darstellungen ermöglichte die Entschlüsselung des Gesamtprogramms.

### Konservierungsmaßnahmen

Durch starke Bewegungen des auf einer Anhöhe stehenden Gebäudes hatten sich vor allem in den Ansätzen zwischen Gewölbe und Wandflächen zum Teil mehrere Zentimeter breite Verschiebungen gebildet. Durch diese Verschiebungen waren auch im Gewölbereich Zerrüttungen und Risse entstanden. Die Verformungen in den Gewölbekappen reichen von einzelnen Niveauversprüngen entlang von Risskanten bis zu blasenartigen nach unten gewölbten Bereichen. Der Malerei tragende Mörtel hatte sich an mehreren Stellen großflächig vom Untergrund gelöst. Diese flächigen Mörtelablösungen waren zum Teil beweglich und somit äußerst gefährdet. Die großflächigen Mörtelergänzungen in den unteren Wandzonen waren durch Salzbelastung stark zermürbt. Zusätzlich gab es in diesen Zonen Algenwachstum (vgl. Abb. 3). Neben dem Abbau von Bindemittel durch Feuchtigkeit und biologischen Befall konnten an den Malereien umfangreiche Schäden beobachtet werden. Besen- oder Bürstenspuren in den unteren, vom Boden aus erreichbaren Zonen deuteten auf eine Reduzierung durch mechanischen Abrieb. Die vom Boden aus erreichbaren Gesichter weisen mutwillige Zerstörungen mit X-förmigen Kratzern auf (Abb. 7).

Durch Schichttrennung innerhalb der Malschichten hatten sich einzelne Malereischollen vom Untergrund gelöst und drohten herunterzufallen. In vielen durch Verschiebungen des Mauerwerks gestörten Zonen hatte sich die Grundiertünche mit darauf liegender Malerei bereits vom Untergrund abgelöst.

Zur statischen Sicherung musste ein Betonanker entlang der Gewölbeanschlüsse und ein Zuganker aus Metall eingebracht werden. Geöffnete Fugen im Gewölbe und der Riss im Bereich der östlichen Fensteröffnung wurden zur Stabilisierung des Bestandes mit hydraulischem Mörtelmaterial verfüllt. An der südöstlichen Gewölberippe musste eine geöffnete Fuge mit einem Keil aus Polyethylen verspannt werden. Hohlräume zwischen Mauerwerk und Putz wurden mit Spritzen durch Hinter-



füllschläuche mit einer Sumpfkalk-gebundenen Hinterfüllmasse verfüllt. Die Entwicklung der Hinterfüllmasse basiert auf den Ergebnissen des Forschungsprogramms zu Konservierungstechniken für die Wandmalerei in der Kirche in Eilsu/Ostfriesland.

Die Abnahme von fest sitzenden Übertünchungen auf der Malschicht erfolgte mechanisch mit dem Skalpell. Bereiche mit starker Mörtelzermürbung wurden zuvor mit einem temporären Bindemittel (Cyclododekan in Ethylacetat, gesättigte Lösung) für den Zeitraum der Abnahme stabilisiert. Eine Nachfestigung instabiler Mörtel- und Malereipartien konnte im Anschluss erfolgen. In den Deckenzwickeln wurde der zum Teil großflächig vorliegende stark zermürbte jüngere Ersatzmörtel entnommen. Die zahlreichen, mitunter weit über die Fehlstelle hinausreichenden und in Niveau und Struktur nicht angepassten Mörtelergänzungen sowie die sehr harten und mit Salzen belasteten Mörtelergänzungen im Sockelbereich wurden abgenommen.

Nach der Mörtelabnahme in den Sockelzonen erfolgte eine Salzreduzierung des offen liegenden Mauerwerks mittels eines Kompressenmörtels, der zur Aufnahme von Salzen ca. drei Jahre auf dem Mauerwerk blieb und anschließend erneut ausgetauscht wurde. Zur Behandlung des biologischen Befalls war u. a. eine mehrere Wochen lange Bestrahlung mit UV-Licht notwendig. Tiefe Fehlstellen im Mauerwerk wurden mit hy-

5 Pirschkarte von 1571/72 mit der Bezeichnung der Kirche als St. Lbfrouwn.

6 Kopf auf der Süd-  
wand (Josef), Freilegung  
durch herabgefallene  
Übertünchungen.



7 Figur mit mechani-  
schen Verletzungen im  
Sockelbereich.



draulischem Kalkmörtel, Mörtelfehlstellen im Decken- und Wandbereich mit Sumpfkalkmörtel geschlossen. Fehlstellenränder in der sehr dünnen Mörtelschicht an den Fenster- und Chorbogenlaibungen erhielten eine Anböschung mit Sumpfkalkmörtel.

Vereinzelt abgelöste Malschichtschollen entlang von Rissen und an den Rippen aus Sandstein bedurften zu ihrer Sicherung einer Verklebung zum Untergrund. Pudernde Malschichtpartien erhielten eine schwach eingestellte Festigung durch Besprühen mit einem Bindemittel. Das Präsentationskonzept sah das Schließen von Fehlstellen in der Trägerschicht auf die Ebene unterhalb der Grundierschlämme vor. Das bedeutet für Zonen mit Malerei auf Mörtel eine Mörtelkittung in hellem gelblich-braunem Mörtelton, für Zonen mit Malerei auf Sandstein an Fenster- und Bogenlaibungen sowie an den Gewölberippen Kittungen

mit Mörtel im Farbton des entsprechenden Sandsteins (grau-grün bis gelb-braun). Die Herstellung von geschlossenen Oberflächen sollte eine ausreichend ruhige Gesamtwirkung erwirken.

Durch das flächige Fehlen einzelner Farbschichten sind die entsprechenden Malereipartien nur noch durch den Kontrast von offen liegender Grundierschicht und angrenzenden, besser erhaltenen Farbpartien ablesbar. Ein Schließen von jenen, an die Malerei grenzenden, Fehlstellen im Grundton der Schlämme hätte durch ein Zusammenfassen von hellen Fehlbereichen in Form der Darstellung und solchen von zufällig entstandenen die Ablesbarkeit der Form eher erschwert als unterstützt. Größere Fehlstellen in der Malerei wurden im Decken- und Wandbereich mit einem Mörtel geschlossen. Im Bereich der Laibungen wurde der Stein sichtbar gelassen, aufliegende Mörtel- und Tünchereste im Steinfarbton lasiert.

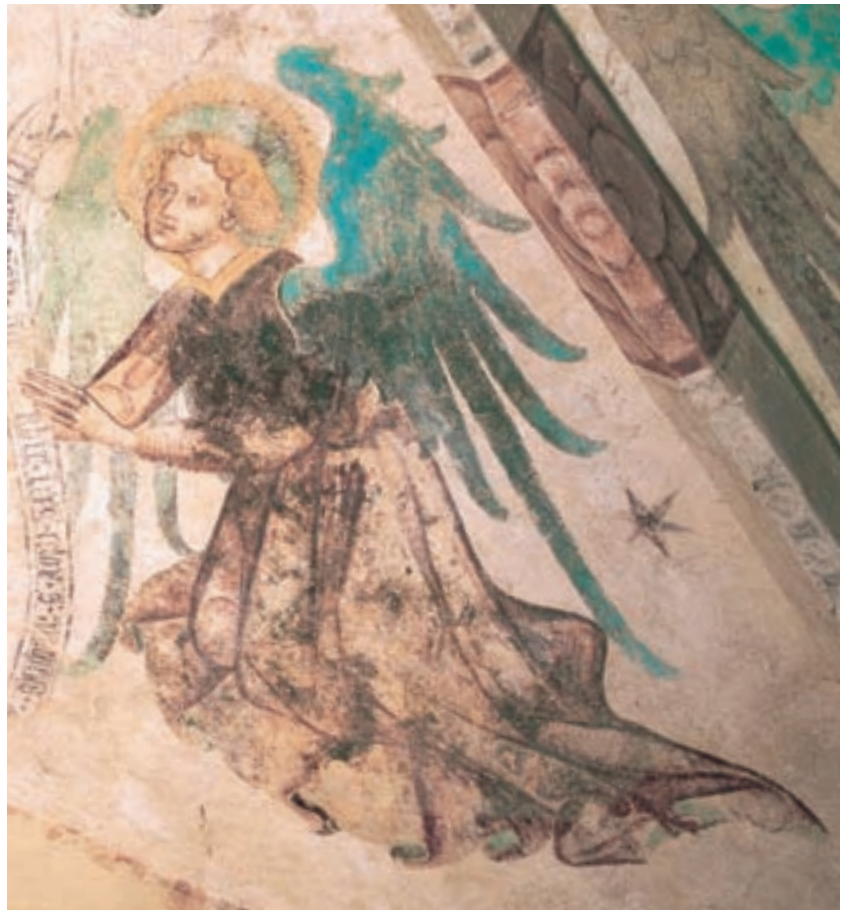


8 Ostwand, Zustand  
nach Abnahme loser  
Übertünchungsschichten.

Kittungen und Fehlstellen in zusammenhängenden Malereizonen erhielten nach Aufbringung einer Kalktünche als Grundschrift eine mit Gummi Arabicum und Pigmenten ausgeführte, locker gesetzte Punktretusche zur optischen Integration. Zur Verbesserung von Klima und Bauphysik waren außerdem flankierende Maßnahmen am Gebäude erforderlich, nicht zuletzt auch um die Nachhaltigkeit der restauratorischen Maßnahmen zu gewährleisten. In Fehlstellen der südlichen und östlichen Gewölbekappen erfolgten Bohrungen von ca. 6 cm Durchmesser zur Einbringung von Kunststoffrohren, die sich oberhalb des Gewölbes fortsetzen und einen gebogenen oberen Abschluss aufweisen (Kaminwirkung). Dadurch wird eine thermisch bedingte Abluft gewährleistet sowie ein gewisses Maß an Luftzirkulation durch das Zusammenwirken mit einer entsprechenden Türkonstruktion (Zuluft). Um den kapillaren Feuchtetransport vom Untergrund durch den Boden zu reduzieren, erfolgte der Abtrag des sandigen Bodens und ein Ersatz mit Vlies und gröberem Schotter. Entlang der Außenwände wurde eine elektrische Bandheizung installiert, welche die Verdunstung der aufsteigenden Feuchte begünstigen soll, bevor die Feuchte über das Bodenniveau hinaus steigt.

### Anmerkungen zur Maltechnik

Die Malereien sind auf einer stark strukturierten Kalkschlämme ausgeführt, die auf einem einlagig aufgetragenen, rötlich-braunen, feinkörnigen Mörtel liegt. Der Mörtel vermag durch seine unterschiedlichen Schichtstärken die Unebenheiten des Mauerwerks bis zu einem gewissen Grad auszugleichen. Die ca. 2–3 mm starke Kalkschlämme dient als Grundschrift der Malereien, sie weist einen typischen Quastenduktus auf sowie Läufer und Spritzer, die auf eine entsprechende Konsistenz bei der Verarbeitung hinweisen. Die Grundierschlämme verläuft auch über Fehlstellen im darunter liegenden Mörtel, sodass von einem nicht näher bestimmbar, zeitlichen Abstand zwischen dem Verputzen der Decken- und Wandflächen und dem Auftragen der Schlämme ausgegangen werden kann. Eine Mörtelgrenze oberhalb der Sockelzone mit einer Draperiebemalung deutet darauf hin, dass zur Entstehung der Malerei bereits der Sockelbereich mit neuem Verputz versehen werden musste. Nach Auftrag der Grundierschlämme wurde die Einteilung für die einzelnen Bildszenen in Form der groben Rahmung in Rot und Gelb vorgegeben. Anschließend wurden die Rot- und Gelbflächen der Hintergründe unter ungefährender Aussparung andersfarbig geplanter Teilbereiche angelegt. Diese Vorgehensweise setzt voraus, dass Bildaufteilung



und Komposition bereits in diesem Stadium bekannt waren. Darauf wurden die einzelnen Gewänder und Gegenstände im Lokaltön ausgeführt und anschließend Schattierungen und Binnenzeichnungen aufgetragen. Die mit der Schlämme abgebundenen Grundtöne der Malerei lassen erkennen, dass Schlämme und Malerei in einem zusammengehörigen Arbeitsprozess zur Ausführung kamen.

Mittels naturwissenschaftlicher Analysen konnten einige der in Essingen verwendeten Pigmente bestimmt werden. Dabei galt es auch, auffällige Farbveränderungen zu analysieren, um Aufschlüsse über ursprüngliche Farbgebungen zu erhalten. Bei der Farbpalette der verwendeten Pigmente handelt es sich überwiegend um die im Mittelalter bekannten Erdfarben. Darüber hinaus konnte Massikot (Bleioxid) nachgewiesen werden, ein helles Gelb, das auf einer Untermalung mit Umbra an einigen Gewändern Verwendung fand. Dieses Pigment ist aufgrund seiner chemischen Zusammensetzung nur bedingt kalkbeständig und hat sich infolgedessen farblich verändert. In den Inkarnaten wurde ein Rotpigment zur Modellierung und Schattierung eingesetzt. Auch hier sind Farbveränderungen aufgetreten (vgl. Abb. 6). Es handelt sich um Bleimennige, das in braunes bis schwarzes Bleidioxid oxidiert ist. Die Graufärbung von Inkarnaten scheint indessen auf eine Ausmischung von Kalk und Mennige zu-

9 Ostwand, Engel im westlichen Gewölbe, April 2001.

rückzuführen zu sein. Analytisch lässt sich bei vollständiger Pigmentumwandlung nicht mehr nachweisen, ob Bleiweiß oder Bleimennige als Ausgangsprodukt verwendet wurden, da beides zu Bleidioxid oxidiert.

Das durch Analysen als Azurit identifizierte Blau liegt, wie im Mittelalter üblich, auf einer grauen Untermaalung, bei der es sich um eine Ausmischung von Kalk und Holzkohle handelt, die als Veneda bezeichnet wird. Bei dem zum Teil zu braun bis schwarz veränderten Grünpigment handelt es sich um unterschiedliche Ausmischungen von Grünspan (neutrales oder basisches Kupferacetat) und Grüner Erde. Als Schwarz konnte Elfenbeinschwarz wie auch Pflanzenschwarz nachgewiesen werden. Kalk tritt nicht nur in fast allen Proben als Bindemittel auf, sondern diente auch als Weißpigment zur Aufhellung der verschiedenen Farben.

Durch die zum Teil vorliegenden Verfärbungen von Pigmenten entsteht eine Verfälschung der Farbskala an den Essinger Wandmalereien. Dafür nur einige Beispiele: Besonders deutlich ist dies in den Gesichtern, wo sich rote Lippen oder Wangen aufgrund des verwendeten Mennigepigmentes nach braun bis braunschwarz verfärbt haben. An einigen Figuren ist auch die vermutlich ehemals hellrote Inkarnatfarbe nach Hellgrau verfärbt. Ehemals grüne und rote Gewänder sind ebenfalls verschwärzt (Abb. 9). An den Flügeln der Engel haben sich sowohl rote als auch grüne

Ausmischungen aufgrund der verwendeten Pigmente in Braun und Schwarz verändert. Weitere Verfärbungen betreffen die ehemals grünen Braunkronen und die ehemals mit Grün modellierten Fische im Wasser der großen Schiffsdarstellung. Sehr stark reduziert sind sämtliche Blaubereiche, wofür technologische Aspekte verantwortlich sein dürften. Azurit neigt in latent alkalischem Milieu ebenfalls zu Verschwärzungen, weswegen es häufig nach Abbindung der kalkhaltigen Veneda „al secco“ aufgebracht wurde, d.h. trocken und unter Verwendung von organischen Bindemitteln. Damit ist es erheblich instabiler als freskalo aufgetragene und mit Kalk gebundene Pigmente. Trotz der vorhandenen Malschichtverluste und Verfärbungen können die Malereien in Essingen insgesamt als ungewöhnlich gut erhalten bezeichnet werden. Sie lassen erahnen, wie farbintensiv und reich die Ausmalung ehemals gewesen sein muss.

### Das Bildprogramm der Essinger Marienkapelle

Die Ausmalung der Marienkapelle bedeckt die gesamte Fläche aller vier Wände samt Fensterlaibungen und Gewölbekappen (Abb. 10–14). Sie besteht aus einer ringsum verlaufenden, 140 cm hohen Sockelzone mit rötlichen und gelblichen Vorhangmotiven. Darüber erheben sich auf der Nordwand zwei sowie auf der Ost-, Süd- und



10 Ostwand mit Ausweitung Joachims aus dem Tempel und Rückkehr zu seiner Herde (oben), Geburt und Tempelgang Mariens (mittig links und rechts), Heiligenszenen (unten).

Westwand drei jeweils etwa 120 cm hohe Register. Eine Rhythmisierung erfolgt durch die abwechselnd roten und blauen Bildhintergründe. Alle vier Wände werden oben durch perspektivische Ornament- bzw. facettierte Diamantbänder

gerahmt, weitere dekorative und florale Verzierungen sind auf den Gewölberippen und in den Zwickeln der Gewölbekappen zu sehen. Thematisch beinhaltet die Ausmalung narrative Szenen und repräsentative Darstellungen. Die



11 Südwand mit Begegnung an der Goldenen Pforte (oben), Erwählung Josephs sowie Vermählung und Verkündigung (mittig links und rechts), Heiligenszenen (unten).



12 Westwand mit Marienkrönung (oben), Josephszweifel und Heimsuchung (mittig links und rechts), Heiligenszenen (unten).



13 Nordwand mit Schiffsdarstellung (oben und mittig), Ankunft und Anbetung der Heiligen Drei Könige (unten links und rechts).



14 Gewölbe mit den Evangelisten Matthäus (oben), Markus (links) und Johannes (unten).

Szenenfolge beginnt im linken Bildfeld des oberen Registers der Ostwand mit einem Zyklus zum Marienleben. Die Bilderzählung erstreckt sich über die Südwand und wird im mittleren Register der Ostwand weitergeführt. Sie entwickelt sich hier entsprechend dem oberen Register auf Süd- und Westwand weiter und endet schließlich im unteren Register der Nordwand. Die Leserichtung verläuft unter Berücksichtigung der chronologischen Erzählfolge von links nach rechts, wobei die Marienkrönung im oberen Register der Westwand als einzige Ausnahme zu betrachten ist. Im Anschluss an das Marienleben folgen im unteren Register von Ost- und Südwand sowie beiderseits des Chorbogens der Westwand Szenen aus dem Leben verschiedener Heiliger. Die malerische Ausstattung wird im Gewölbe von den Evangelisten abgeschlossen und kulminiert schließlich in der sich über die beiden oberen Register erstreckenden und die gesamte Breite der Nordwand einnehmenden Schiffsdarstellung.

### Marienleben

Die Schilderung des Marienlebens beruht auf den biblischen und apokryphen Schriftquellen und wird mit der Ausweisung Joachims aus dem Tempel sowie der Rückkehr zu seiner Herde eröffnet. Beide Szenen sind innerhalb zyklischer Abfolgen des Marienlebens üblich. Unmittelbar daran anschließend folgt die Begegnung Annas und Joachims an der Goldenen Pforte, die allgemein als Sinnbild der Empfängnis Mariens gilt. Die Geburt Mariens eröffnet die Bilderzählung des eigentlichen Marienlebens. Die Wiedergabe der auf einem

Bett liegenden und von Frauen gepflegten Wöchnerin steht in der seit spätantiker Zeit gebräuchlichen Bildtradition, wohingegen das Motiv der Übergabe Mariens vor oder nach dem Bad als rein abendländische Bilderfindung gilt. Der chronologischen Erzählung entsprechend ist daran anschließend der Tempelgang Mariens zu sehen. Die Darstellung entspricht dem traditionellen Schema, bei dem Maria die Tempeltreppen hochsteigt. Als nächste Szene folgt die Erwählung Josephs. Üblicherweise werden Szenen zum Leben Josephs bis zum 15. Jahrhundert ausschließlich im Kontext des Marienlebens geschildert. Mit zu den bevorzugten Themen gehört die Erwählung Josephs, der in Anlehnung an die alttestamentliche Erwählung Aarons mit dem grünenden und blühenden Stab dargestellt wird. Die daran anschließende Szene zeigt links die Vermählung Mariens sowie rechts die Verkündigung an Maria. Letztere Begebenheit steht für den Beginn der Erlösungstat Christi. Als nächste Szene der Erzählung schließt sich eine eher seltene Darstellung an, die als Josephszweifel bezeichnet wird. Hierfür ist im deutschsprachigen Raum insbesondere eine kleine Bildergruppe von Belang, die allgemein als deutsche Sonderdarstellungen des 14.–15. Jahrhunderts anzusprechen sind (Abb. 15). Als Fortsetzung findet sich als nächste Szene die Heimsuchung. Die bildliche Wiedergabe der im Mutterleib sichtbaren Kinder scheint hierbei vornehmlich im deutschsprachigen Raum verbreitet gewesen zu sein (Abb. 16). Die Schilderung des irdischen Marienlebens endet mit der Ankunft und Anbetung der Heiligen Drei Könige. Als abschließende Szene folgt die Marienkrönung, die seit dem 12. Jahr-



15 Mitteldeutscher Meister, Joseph erkennt in Maria die Gottesmutter (so genannter Josephszweifel), Tafelmalerei um 1400.

16 Unbekannter Meister, Heimsuchung auf dem Friedberger Altar, Tafelmalerei um 1420.

hundert mit zu den beliebtesten Darstellungen gehört. Der Essinger Bildtypus, bei dem Christus und Gottvater auf einer Thronbank sitzen und die mittig sitzende Maria krönen, kommt um 1400 auf. Diese Darstellung wird im 15. Jahrhundert insbesondere nördlich der Alpen zum vorherrschenden Bildtypus.

### Heilige und Evangelisten

Die Bilderzählung zu den einzelnen Heiligen beginnt anschließend an die Ankunft und Anbetung der Heiligen Drei Könige.

Bei den ersten beiden Darstellungen handelt es sich um zwei Begebenheiten aus dem Leben des Evangelisten Johannes. Im Anschluss folgen zwei Szenen aus der Vita des Evangelisten Matthäus. Die vorletzte Heiligenszene zeigt Johannes den Täufer, der Herodes Antipas wegen Herodias tadelt. In den Laibungen der beiden Fenster sind die vier heiligen Jungfrauen Barbara, Dorothea, Katharina und Margarethe sowie zwei nicht näher zu bestimmende Ritterheilige abgebildet.

Die Ausmalung wird im Gewölbe durch die Evangelisten mit ihren Symbolen abgeschlossen (vgl. Abb. 14). Ihre tiefere Bedeutung erschließt sich dem Betrachter erst durch die Schriftbänder mit den entsprechenden Evangelientexten. Die Inschriften bei Johannes „Und ich wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich alle zu mir ziehen“ und Matthäus „Und ich sage euch: Wenn eure

Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ sind hierbei im endzeitlichen Sinn zu verstehen. Dagegen werden durch das Markuszitat „Mich jammert das Volk, denn sie haben nun drei Tage bei mir ausgeharrt und haben nichts zu essen“ aus dem Kontext der Speisung der Viertausend Assoziationen zum Abendmahl geweckt.

### Schiffsdarstellung

Als wohl ungewöhnlichste Darstellung der gesamten Ausmalung erscheint das Schiff mit einer zwölfköpfigen Besatzung (Abb. 17). Es schwimmt auf einem realen Gewässer und wird gleichzeitig von zwei Engeln in die Höhe geleitet. Hierdurch wird sowohl ein irdischer als auch ein überirdischer Bezug hergestellt. Für die Deutung des Bildes kommen basierend auf literarischen Quellen verschiedene Interpretationsansätze in Betracht.

#### Das Schiff als Allegorie der Kirche

Das Schiff gilt seit dem frühen Christentum als weit verbreitetes Sinnbild der Kirche. So wird beispielsweise das durch den Seesturm bedrohte Schiff auf die Anfangssituation der Kirche bezogen. In diesem Zusammenhang wird das Schiff mit der Kirche, der Sturm mit der von außen kommenden Bedrohung, der schlafende Christus mit dem Tod des Gekreuzigten, die betenden Apostel mit den im Kirchenschiff fürbittenden Heiligen



17 Das Schiff mit Maria (mittig), Anna (links) und Elisabeth (rechts), Seelen (links und rechts außen) als Ganzfiguren sowie Trinität bzw. Christus mit zwei Propheten als Brustbilder (oben mittig, rechts und links).



sowie die Ruhe nach dem Sturm mit der Ewigkeit im Sinne der ewigen Ruhe gleichgesetzt. Diese Deutung wird auch allgemein auf die Kirche bezogen, in der Christus als Befehle erteilender Steuermann und die das Schiff lenkenden Apostel als antreibende Kräfte fungieren. Später wird dies grundlegend für die allgemeine und oft verwendete Bedeutung des Schiffes als Sinnbild der Kirche. Parallel hierzu entstehen auch im künstlerischen Bereich die ersten Schiffsdarstellungen, bei denen der steuernde Christus mit den rudern den Evangelisten oder Aposteln wiedergegeben ist.

#### Das Schiff der Kirche auf dem Meer des Lebens

Auch die Furcht vor der Macht des Meeres wurzelt im frühchristlichen Gedankengut. Prägend für die Meeressymbolik sind neben den biblischen Textstellen auch antike Quellen. So wird die gewaltige Macht des Meeres allegorisch auf das Erdendasein des Menschen übertragen. Dieses gefährvolle Meer des Lebens muss vom auf den noch nicht erreichten Hafen des Heils ausgerichteten Schiff der Kirche und seinen Insassen bezwungen und überquert werden. Nach vollendeter Fahrt gelangt es schließlich sicher in den Hafen, der sinnbildlich für das im Osten liegende Paradies bzw. für das himmlische Jerusalem steht. Verantwortlich für die sichere Landung des Schiffes ist Christus als Steuermann. Dabei wird auch Christus als Retter einer neuen Heilsgemeinschaft zur zweiten Arche des Heils, da die Kirche durch den Kreuzestod Christi zur Heilsgewissheit aller Gläubigen geworden ist.

In diesem Zusammenhang erfolgt schließlich auch eine Gleichsetzung des Mastbaumes mit dem Kreuz als Zeichen des guten Schiffes, das sicher über das Meer gelangen kann. Den Mittelpunkt der Schiff-Kirchen-Symbolik bildet somit, basierend auf Übereinstimmungen in Form und Materialbeschaffenheit, das Kreuz als Siegesmal im Sinne einer allegorischen Interpretation des Mastbaumes, das für eine sichere Fahrt des Schiffes sorgt. Bildliche Wiedergaben des am Mastbaum gekreuzigten Christus heben diesen heilsgeschichtlichen Aspekt dabei besonders hervor (Abb. 18).

#### Maria als Stern des Meeres und Arche des Heils

Sowohl die maritime als auch die nautische Symbolik wird schließlich auch auf Maria übertragen. So wird sie im abendländischen Bereich, angelehnt an die Übersetzung ihres hebräischen Namens mit der Bedeutung Licht des Meeres, besonders häufig mit dem Beiwort Meerstern betitelt. Diese Bezeichnung findet auch in der volkssprachlichen Mariendichtung ihren Niederschlag



und verdeutlicht die Bedeutung Mariens als leuchtenden und wegweisenden Leitstern. Grundlegend ist der Vergleich zwischen Seefahrern, die mit Hilfe der Sterne navigieren und hierdurch sicher in den Hafen gelangen, und Maria als Leitstern, die der Menschheit den Weg zum Heil weist. Daneben reflektieren zahlreiche mittelalterliche Schriftquellen auch die Deutung des Schiffes als Sinnbild Mariens, das auf ihre Mutterschaft und auf ihre Funktion als Gnadenmittlerin bezogen wird. Weitere Interpretationen thematisieren die Bedeutung der königlichen Gottesmutter, die als Allegorie des Schiffes die sündige Menschheit aus dem sturmgepeitschten Meer des Lebens errettet. Dieses Denken findet gleichermaßen in der bildenden Kunst seinen Niederschlag, wo Maria schließlich ebenfalls im Schiff der Kirche erscheint.

18 Christus am Mastbaum aus der *Adamas collectantium aquilarium*, Buchmalerei um 1420.



#### Die Himmelsreise der Seele und die Ankunft im Hafen des Heils

Die auf dem Essinger Schiff gezeigten Seelen sowie die beiden dasselbe in die Höhe geleitenden Engel wecken zusätzlich Assoziationen mit einer Art Seelenreise. Generell lassen sich auch die Überlegungen zur Seelenreise bis in die frühchristliche Zeit zurückverfolgen, wobei allegorische Wiedergaben der Seelenreise in literarischen und bildlichen Darstellungen im Mittelalter einen wichtigen Stellenwert einnehmen. Die Seelen werden dabei oftmals in von Engeln gehaltenen Tüchern in den Himmel zu Christus oder Gottvater gebracht (Abb. 19).

Daneben versinnbildlicht das Schiff im kirchentheologischen und endzeitlichen Sinn auch das Ziel der Reise: die Ankunft im Hafen des Heils. Hierbei ist das im sicheren Hafen eingelaufene Schiff der Kirche als selige Landung im Hafen und Ankerplatz der Ewigkeit zu verstehen. Der auf dem Schiff der Kirche mitfahrende Christ gelangt auf seiner irdischen Fahrt in den Hafen des Heils, wobei die Heilssicherheit im Kreuzestod Christi begründet ist. Die Kirche ist sinngemäß identisch mit dem in den Himmel segelnden Schiff und nimmt mit der Auferstehung Christi die Ankunft im Hafen vorweg. In diesem Kontext wird schließlich der Erlösertod Christi zum heilbringenden Hafen der ewigen Landung, weil die Christen vom Schiff der Kirche so über das Meer geleitet werden, dass ihre sichere Ankunft im Hafen des Heils gewährleistet ist.

#### Ikonologisches Programm

Das der Ausmalung zugrunde liegende Programm erschließt sich dem Betrachter in seinem ganzen Umfang erst durch die Zusammenschau der einzelnen Szenen, die inhaltlich in vielfältiger Weise zusammenhängen. Eine Steigerung scheint sich hierbei in der hierarchischen Anordnung der Wandmalereien zu manifestieren. Die Szenen im unteren Register thematisieren Begebenheiten aus dem Leben einzelner Heiliger. In den beiden darüber liegenden Registern sind die Darstellungen des Marienlebens den Heiligenszenen übergeordnet und verdeutlichen die Stellung Mariens innerhalb der Heiligenschar.

Die allgemeine Bedeutung Mariens als Jungfrau, Gottesmutter und Gnadenmittlerin lässt sich hierbei auch anhand der aufeinander bezogenen mariologischen Szenen aufzeigen. So scheint auf der Südwand durch die Begegnung an der Goldenen Pforte und die darunter befindlichen Szenen ein Verweis auf die Jungfräulichkeit Mariens gegeben zu sein. Noch deutlicher sind die ikonologischen Bezüge auf der Westwand zu erkennen. Dort verdeutlichen der Josephszweifel und die Heimsuchung die Gottesmatterschaft Mariens. Erst hierdurch bekommt auch die darüber angebrachte Marienkrönung einen tieferen Sinngehalt, indem sie die Erhöhung und Verherrlichung der Gottesmutter sowie ihre Rolle als Gnadenmittlerin ausdrückt. Maria als Gottesmutter und Gnadenmittlerin erscheint schließlich auch auf der Nordwand bei der Ankunft und Anbe-



20 *Ankunft der Heiligen Drei Könige in Gruibingen, St. Martin, Wandmalerei um 1417.*

tung der Heiligen Drei Könige sowie nicht zuletzt bei der darüber gezeigten Schiffsdarstellung, durch die sie als leuchtender Leitstern und Arche des Heils verstanden werden kann. Der zwischen den beiden Darstellungen bestehende Zusammenhang scheint offenkundig: wie die Heiligen Drei Könige dem Stern folgen um das Christuskind anzubeten, so sollen sich auch die Menschen dem leitenden Stern des Meeres anvertrauen um hierdurch ewiges Heil und seliges Leben zu erlangen. Zudem wird die Arche auch als Sinnbild der Mutterschaft Mariens verstanden und passt in diesem Zusammenhang ebenfalls zu der darunter gezeigten Darstellung.

Daneben beinhaltet die malerische Ausstattung ein kirchentheologisch zu verstehendes Programm, das einerseits sinnbildlich durch die Darstellung des Schiffes veranschaulicht wird und sich andererseits in der Person Mariens als Typus der Kirche zu manifestieren scheint.

Das Gesamtprogramm des Chores erreicht schließlich bezugnehmend auf das Leben nach dem Tod seinen Höhepunkt. Auch dies wird dem Betrachter auf verschiedenen Bedeutungsebenen vorgeführt. Unter diesem Aspekt scheint es naheliegend, die Schiffsdarstellung im Zusammenhang mit einer Himmelsreise der Seele und der hieraus resultierenden Ankunft im Hafen des Heils zu verstehen. Von endzeitlichem Charakter sind auch die Evangelistendarstellungen, was durch die ihnen beigegebenen Schriftbänder offensichtlich wird. In diesem Sinn ist auch das Markus-Zitat zu verstehen, das primär einen gedank-

lichen Bezug zum Abendmahl herstellt. Auffallend erscheint ferner, dass offensichtlich bewusst Szenen ausgewählt wurden, die bei ihrer bildlichen Wiedergabe der beim Abendmahl benötigten Geräte bedürfen. Hierdurch ließe sich wiederum ein Bezug zum Evangelisten Markus herstellen und somit zu den endzeitlich zu verstehenden Evangelistendarstellungen allgemein. Interessant erscheint zudem, dass immer wieder versucht wurde, eine Verbindung zur eigentlichen Bedeutung des Chores herzustellen. Dies manifestiert sich u. a. in den Altardarstellungen bei den Marienszenen. Die Bilder scheinen hiermit auch die Funktion des Altarraumes als Ort, an dem die Messe gelesen und das Abendmahl gefeiert wurde, sinnfällig zum Ausdruck zu bringen.

### Zeitliche Einordnung

Als Anhaltspunkt für eine Datierung kann bei der Ausmalung der Marienkapelle die Marienkrönung herangezogen werden. Dieser Bildtypus kam um 1400 auf und erfuhr erst gegen 1420 eine weite Verbreitung.

Ferner kann auf die Wandmalereien von St. Martin in Gruibingen (Abb. 20) bzw. St. Martin in Zell unter Aichelberg (beide Landkreis Göppingen) verwiesen werden. Beide Ausmalungen sind inschriftlich datiert und demnach in den Jahren 1417 und 1421 entstanden.

Untersuchungen der Essinger Inschriften im Vergleich mit denjenigen in Gruibingen und Zell unter Aichelberg (Dr. Harald Drös, Heidelberger In-

schriftenkommission) haben zudem weitgehende Übereinstimmungen ergeben. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass die Ausmalungen aller drei Kirchen auf dieselbe Werkstatt zurückzuführen sind. Demnach sind die Wandmalereien in der Marienkapelle zeitlich um 1420–1425 anzusetzen.

### Literatur und Berichte

Janine Butenuth, Die spätgotischen Wandmalereien der Marienkapelle in Essingen – Versuch einer kunsthistorischen Einordnung, Magisterarbeit Universität Erlangen, 2001

Die Bibel, hg. Von der Deutschen Bibelgesellschaft, Stuttgart 1984

Wilhelm Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen I (Evangelien), Tübingen 1987

Jacobus de Voragine, Die Legenda aurea, übersetzt von Richard Benz, Gütersloh 1999<sup>13</sup>

Konservierungstechniken für die Wandmalerei in der Kirche in Eilsam/Ostfriesland – Restauratorische und naturwissenschaftliche Gesichtspunkte. In: Restauro, Heft 4, 1995, S. 252–258

Akten Landesamt für Denkmalpflege, Ortsakte Essingen, Marienkapelle

Dokumentation zur Konservierung und Restaurierung der Marienkapelle in Essingen 1996–2005, Karl

Fiedler, Archiv Landesamt für Denkmalpflege, FB Restaurierung

Titelzitat: „Es kumt ein schiff geladen recht uf sin höchsten bort ...“ – Urfassung geht vermutlich auf den elsässischen Mystiker Johannes Tauler (etwa 1300–1361) zurück. 1450 wurde das Lied in einer Handschrift im Straßburger Inselkloster gefunden. Überarbeitung von Daniel Sudermann (1550–1631), das Straßburger Marienlied wird zum Weihnachtslied. Es wurde um 1920 von Anhängern der Jugendbewegung als Weihnachtslied wieder entdeckt.

**Janine Butenuth M.A.**

*Regierungspräsidium Stuttgart*

*Landesamt für Denkmalpflege*

*Berliner Str. 12*

*73728 Esslingen a. N.*

**Karl Fiedler**

*Bergstraße 21*

*73550 Waldstetten-Wißgoldingen*

**Helmut F. Reichwald**

*Institut für Technologie der Malerei*

*Birkenwaldstraße 200*

*70191 Stuttgart*

# Kelten-Käthchen, käuflich?

## Ein Sandsteinkopf in Heilbronn genauer betrachtet

*Die Ausführungen zum „Heilbronner Kopf“ zielen darauf ab, bestimmte Aspekte archäologischer Arbeitsweise aufzuzeigen sowie ein Kunstobjekt, – unabhängig von seinem Entstehungsdatum, – Fachwelt und breiterem Publikum in der Hoffnung auf eventuelle hilfreich-weiterführende Hinweise vorzustellen. Last not least sollen sie, gerade in der gegenwärtigen Situation, die inspirierende Tragfähigkeit einer Zusammenarbeit von Öffentlichkeit und Denkmalpflege demonstrieren. Nicht zuletzt der Dialog mit dem Partnerfeld ermöglicht es der Denkmalpflege, ihrem Informationsauftrag nachzukommen und das in der Öffentlichkeit unstrittig vorhandene Bedürfnis nach Meldungen aus der Archäologie abzudecken.*

Jutta Ronke

Auf verschlungenen Pfaden erreichte die archäologische Denkmalpflege die Nachricht, im Schaufenster eines Heilbronner Antiquitätenhändlers sei ein lebensgroßer Frauenkopf ausgestellt und zum Kauf angeboten. Unser interessierter Informant glaubte an eine keltische Herkunft und wollte ihn als Kopf einer Fruchtbarkeitsgöttin interpretiert wissen. Zu dieser Deutung sah er sich durch die auffallend großen, mandelförmigen, plastisch hervortretenden Augen, sprich leicht fratzenhaften Züge veranlasst, aufgrund derer der Kopf den Vorstellungen, die in der Öffentlichkeit als Charakteristika eines keltischen Bildwerkes gelten, in jeder Weise zu entsprechen schien. Die Meldung endete mit der Bitte an das Denkmalamt, den Urheber der Meldung über die gewonnenen Erkenntnisse und mögliche Konsequenzen für den Verbleib der Plastik zu informieren, was hiermit geschehen soll.

Ist die Tatsache der Meldung als solche nicht ungewöhnlich, zählt sie gewissermaßen zu den Routinegeschäften der archäologischen Denkmalpflege, stellt ihr Inhalt demgegenüber eine Besonderheit dar. Kommen wir hier einer keltischen Großplastik auf die Spur, handelt es sich bei unserem Kopf sozusagen um ein „Käthchen von Heilbronn“ in keltischer Prägung?

Nach Angaben des jetzigen Eigentümers stammt der Kopf aus der Nähe von Kupferzell (Hohenlohekreis). Dort, so die weiteren Angaben des Händlers, befand er sich im Garten eines Bauern, bis er ihn vor einigen Jahren zu einem Preis von DM 100.– erwerben konnte.

Eine Autopsie ergab Folgendes: Es handelt sich um einen überlebensgroßen (ca. 50 cm) weibli-

chen Kopf aus Sandstein. Er ist mittig gebrochen, stark verrieben, abgewittert und vielfach bestoßen. Reste einer Farbfassung lassen sich nicht erkennen. Auf den ersten Blick erinnern die überdimensionierten Augen und der Gesichtsschnitt in Form einer auf die Spitze gestellten Mandel tatsächlich an keltische Bildwerke wie z.B. den Krieger vom Glauberg oder die doppelgesichtige Statue von Holzgerlingen (Rieckhoff/ Biel 2001, 190; 192) oder an Erzeugnisse keltischer Kleinkunst



1 Weiblicher Sandsteinkopf in einem Heilbronner Schaufenster.

wie die Henkelatlasche der Röhrenkanne von Waldalgesheim bzw. die Ton-Matrize des Fabelwesen-Kopfes von der Heuneburg (Rieckhoff/ Biel 2001, 94;205). Direkte Parallelen lassen sich indes nicht beobachten.

Detailverpflichtetes Hinsehen nährt die schon angesichts des Fehlens typologischer Parallelen aufgetretenen Zweifel an antiker Herkunft und lässt sie weiter wachsen. Andererseits ist es gerade eine – auch hier vorhandene – Fülle gewisser Details, die uns dabei helfen kann, dem Frauenkopf in Heilbronn überhaupt einen Platz in der Kunstgeschichte zuzuweisen.

Die Gestaltung des Gesichtes bzw. des Kopfes gilt gemeinhin als Erkennungsmerkmal einer jeden, nicht nur einer keltischen Menschendarstellung. Dabei können wir im Fall der keltischen Kunst davon ausgehen, dass kein – und schon gar kein idealisiertes- Porträt gemeint war. Vielmehr soll die Figur bzw. das Gesicht als spezifischer Träger magischer Kräfte, die jede Form von Unheil abwenden sollten, wiedergegeben werden – wenn es sich nicht überhaupt, wie z.B. in der Anfangs- und Endphase der keltischen Kunst, um die Darstellung göttlicher Wesen handelt. Jedenfalls bedient sich die keltische Bildwelt eigenständiger Vorstellungen. In Konsequenz dieser Auffassung ist das gesamte Gesicht oftmals auf elementare, dem Ausdruck dienende Bestandteile wie Nase und Augen reduziert. Gerade die Augen können entweder stark plastisch hervortreten oder anderweitig (*u.U. ornamental*) verändert ausgestaltet sein. Fast schon Ornamentcharakter annehmen können auch Frisur und Barttracht. Der menschliche Kopf kann also, wohl nicht zuletzt aufgrund der ihm zugeschriebenen magischen Funktionen, für den Blick des heutigen Betrachters leicht karikatür-, ja sogar monsterhafte Züge zeigen, die gewissermaßen als Charakteristika keltischer Kunst angesehen werden dürfen und keltischen Menschendarstellungen ein leicht erkennbares „Etikett“ verleihen.

Ikonografische und strukturelle Gründe – zu nennen seien hier nur die in Kopfmittle gescheitelte Frisur, das schwungvoll-dekorativ drapierte, wie auch gestaltete Kopftuch (fast kann schon von einem Kopfschleier gesprochen werden), die Anlage der Wimpern sowie die blockig-sockelförmige Gestaltung des unteren Abschlusses überhaupt – legen eher eine organisch-strukturelle, dekorativ-naturalistische Gesamtauffassung nahe, die einer abstrahiert-ornamentalen, die man für ein keltisches Bildwerk voraussetzen würde, eher entgegenstünde. Die typologisch-stilistischen wie auch motivisch-strukturellen Anhaltspunkte veranlassten uns, den Kopf als nicht antik einzustufen. Gemeinsame Überlegungen im Kollegenkreis

fürten zu dem Schluss: Eher als um einen keltisch-antiken dürfte es sich um einen Kopf mit ausgesprochen modernen, ja expressionistischen, zum Archaisch-Naiven oder auch Hieratisch-Ursprünglichen tendierenden Zügen handeln.

Hierfür spricht, neben der eigentlichen Struktur des Kopfes, die Übersteigerung einiger seiner Grundelemente wie z. B. die Kopfform oder die Gestaltung der Augen. Diese Grundauffassung ergibt sich gewissermaßen aus dem Bruch mit der anatomischen Tradition, einem Merkmal auch und gerade der modernen Kunst.

An dieser Stelle sei auf die Tatsache hingewiesen, dass sich die Künstler des Expressionismus bevorzugt einem neuen, auf die frühesten prähistorischen Perioden zurückgreifenden Archaismus orientierten – wohl auch „naive“ Holzschnitzereien z. B. der Südseevölker als Quelle der Inspiration nutzten. Nach Ausführung, Form und Struktur ist beim Heilbronner Kopf eine Mischung aus archaischen und modernen Zügen zu beobachten, die darüber hinaus getragen wird von einer gewissen dramatischen Ausdruckskraft, die die Basis bildhauerischen Ausdrucks bildet.

Von der Grundkonzeption her vergleichbare plastische Arbeiten (mit ebensolchen betont überdimensionierten Augen) begegnen z. B. bei Constantin Brancusi, Amedeo Modigliani, Ernst Ludwig Kirchner oder Karl Schmidt-Rottluff.

Auch die bei dem relativ porösen Stein nicht weiter verwunderliche starke Verwitterung kann nicht als Indikator eines antiken Ursprung angesehen werden – dies dürfte vielmehr eine Folgeerscheinung der Aufbewahrung im Bauerngarten sein.

Unbeantwortet bleiben muss allerdings die Frage, wie der Kopf ins ländliche Hohenlohe gelangt sein könnte. Ist er in einer Art Künstlerkolonie in abgechiedener Ruhe entstanden? Wurde er vielleicht durch Stadtbewohner in den Wirren im und um den 2. Weltkrieg gegen zum Lebensunterhalt unbedingt Erforderliches eingetauscht? Unabhängig vom Problemfeld des vermeintlichen Herkunftsorts sei festgehalten, dass es sich beim Heilbronner Kopf nicht um eine – bislang unbekannte – keltische Großplastik, sondern um ein eher bodenständiges Erzeugnis modernen Kunstschaffens handeln wird. Spezifischer Handlungsbedarf der archäologischen Denkmalpflege liegt also nicht vor.

#### Literatur:

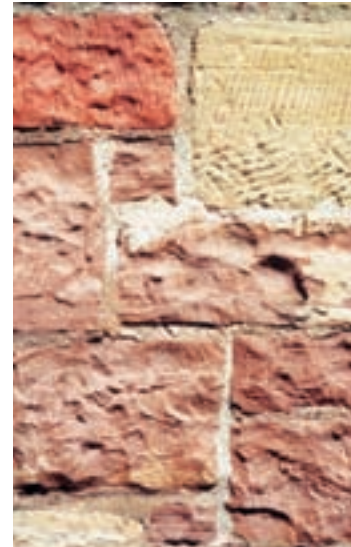
H. Birkhan, Kelten-Celtes. Bilder ihrer Kultur – images of their culture (Wien 1999).

S. Rieckhoff/ J. Biel, Die Kelten in Deutschland (Stuttgart 2001) 190ff.

**Dr. Jutta Ronke**  
Regierungspräsidium  
Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen a. N.

# Die Notkirchen von Otto Bartning – eine serielle Kirchenbauproduktion der Nachkriegszeit

## Überlieferte Zeichen eines Neuanfanges nach dem Zweiten Weltkrieg



*Zu Zeiten der Weltkriege und des Wiederaufbaues existierten Notkirchen in vielfältiger baulicher Ausbildung. Sie dienten einer ersten Linderung des akuten Kirchenraummangels in großen Teilen Deutschlands. Sowohl Baracken, umgenutzte Profanräume als auch mobile Einrichtungen wie Kapellenwagen oder Wanderkirchen in Form von vorgefertigten, versetzbaren Holzpavillons wurden unter diesem Begriff zusammengefasst. Zu den prominentesten Vertretern dieser Baugattung zählen „die 48 Notkirchen in Deutschland“, die nach dem Zweiten Weltkrieg unter der Leitung Otto Bartnings, einem der renommiertesten Kirchenbaumeister des 20. Jahrhunderts, errichtet wurden. Seit inzwischen annähernd 60 Jahren sind die fünf baden-württembergischen Notkirchen nicht nur Zeichen eines Neuanfanges nach den Schrecken des Krieges, sondern auch integraler Bestandteil kirchlichen Lebens. Mit Feststellung der Kulturdenkmaleigenschaft der Stuttgarter Ludwig-Hofacker-Kirche in diesem Jahr sind nun alle Notkirchen in Baden-Württemberg als Kulturdenkmal erfasst.*

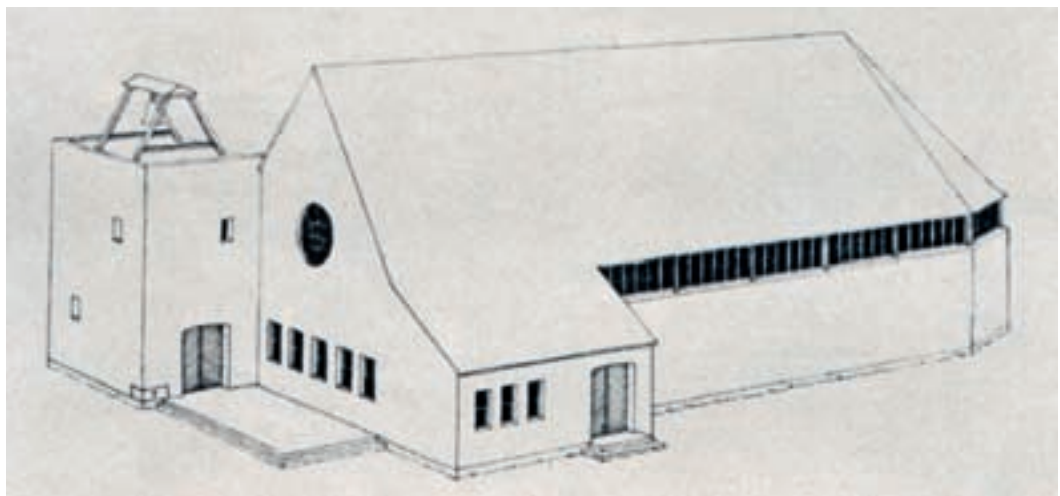
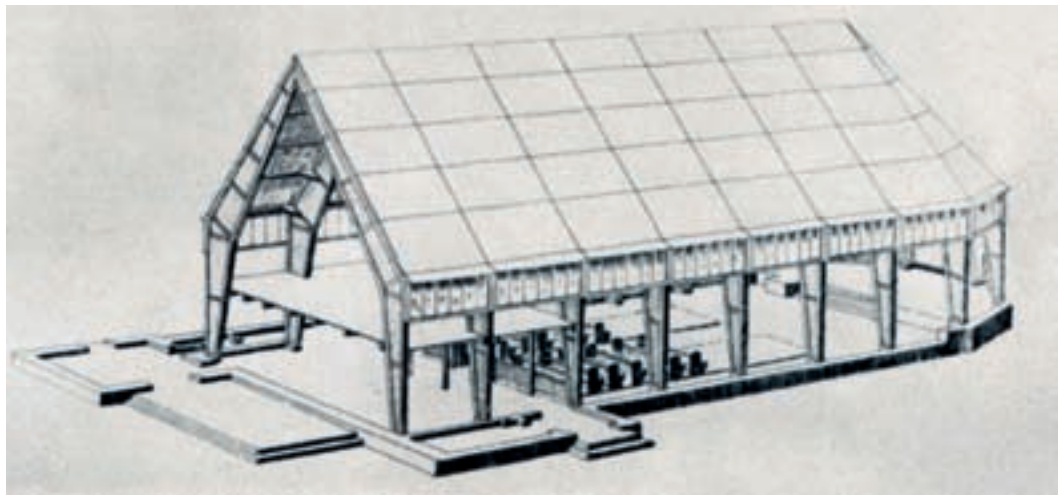
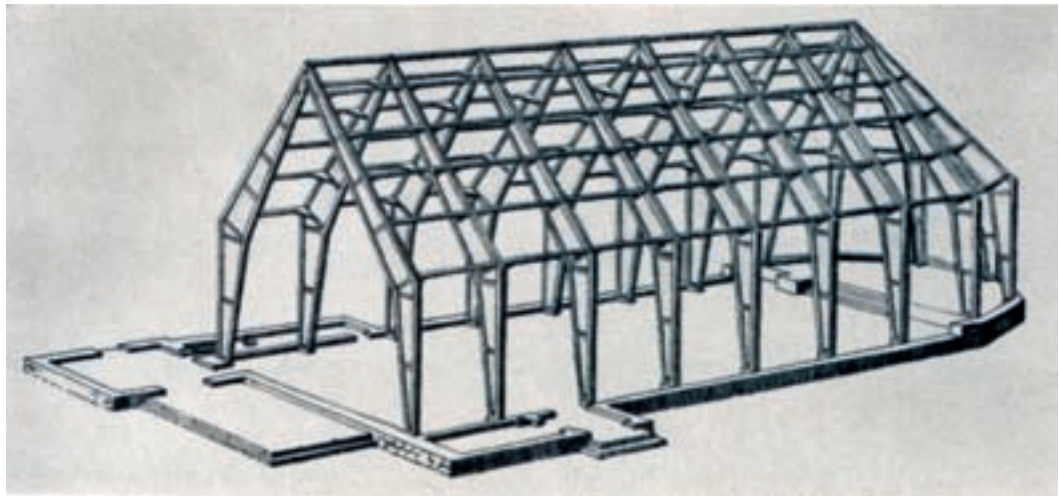
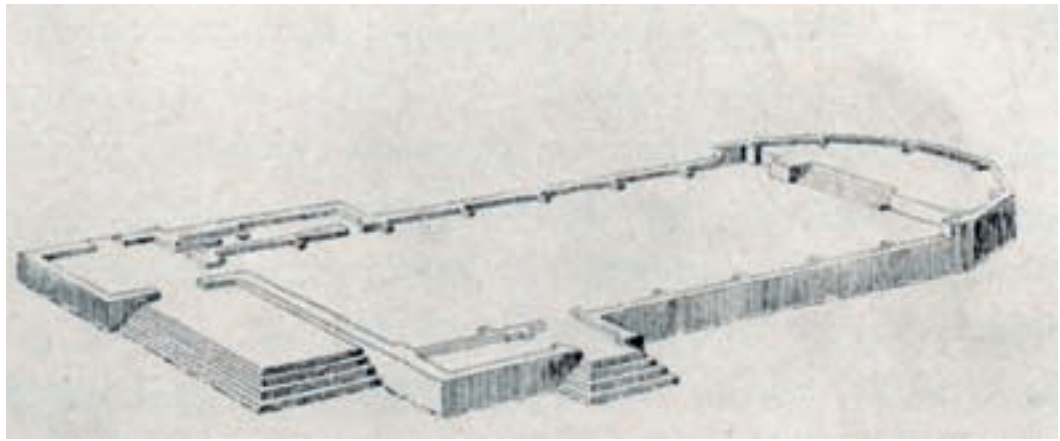
Svenja Schrickel

Mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 rückte neben der Trümmerbeseitigung und dem Wiederherstellen von Verkehrswegen der Wohnungsbau ins Zentrum des Interesses, sodass an einen Wiederaufbau zerstörter Kirchen oder eine Planung von Kirchenneubauten zunächst nicht zu denken war. Gemeinden versuchten in Eigeninitiative, Reste von zerstörten Kirchen zu retten und räumliche Alternativen für das kirchliche Leben zu finden. Über provisorische Übergangslösungen gingen diese Anstrengungen jedoch nicht hinaus.

Erst die strukturelle Neuorganisation der evangelischen Landeskirchen im August 1945 ermöglichte zentral gesteuerte Hilfsmaßnahmen. Mit der Gründung der karitativen Einrichtung „Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland“ (HEKD) rief man eine offizielle Institution ins Leben, die von internationalen Kirchenverbänden gestiftete Hilfsmittel empfangen und verteilen konnte. Vermittelt wurden diese über den World Council of Churches (WCC) in Genf. Vorrangig war das HEKD auf Hilfe zur Selbsthilfe ausgerichtet. Vor diesem Hintergrund wurden zahlreiche wohltätige Aktio-

nen durch das Hilfswerk umgesetzt und schließlich serielle Kirchenbauprogramme organisiert: die Vermittlung von flexibel nutzbaren Holzbaracken als provisorische Übergangslösung (1945–1947), das Notkirchenprogramm (1947–1951) und die Vergabe von vollständig vorgefertigten, multifunktionalen Gemeindezentren und Diasporakapellen (1949–1952). Betroffene evangelische Gemeinden hatten somit die Möglichkeit, im Zentralbüro des HEKD in Stuttgart die Zuweisung einer Kirche zu beantragen. In den frühen Nachkriegsjahren waren die Serienkirchen meist die ersten Kirchenneubauten in den zerstörten deutschen Städten.

Die Entwicklung der Notkirchen erfolgte in der Bauabteilung des HEKD unter Leitung des bekannten Architekten Otto Bartning, der bereits nach dem Ersten Weltkrieg einen maßgeblichen Beitrag zum evangelischen Kirchenbau geleistet hatte: als Theoretiker, Impulsgeber für innovative Umsetzungen der Bauaufgabe „protestantischer Kirchenbau“ und Wegbereiter für die Übertragung neuer Baumaterialien und des Montage- und Systembaus auf diesen Bereich der Architektur.



1 Aufbau einer Notkirche Typ B mit polygonalem Altarraum. Arbeitsschritte innerhalb des Bauablaufes.



## Das Notkirchenprogramm

Insbesondere das Notkirchenprogramm erlangte bereits zu Zeiten der Durchführung einen hohen Bekanntheitsgrad und wurde unmittelbar mit dem Namen des leitenden Architekten Bartning in Verbindung gebracht.

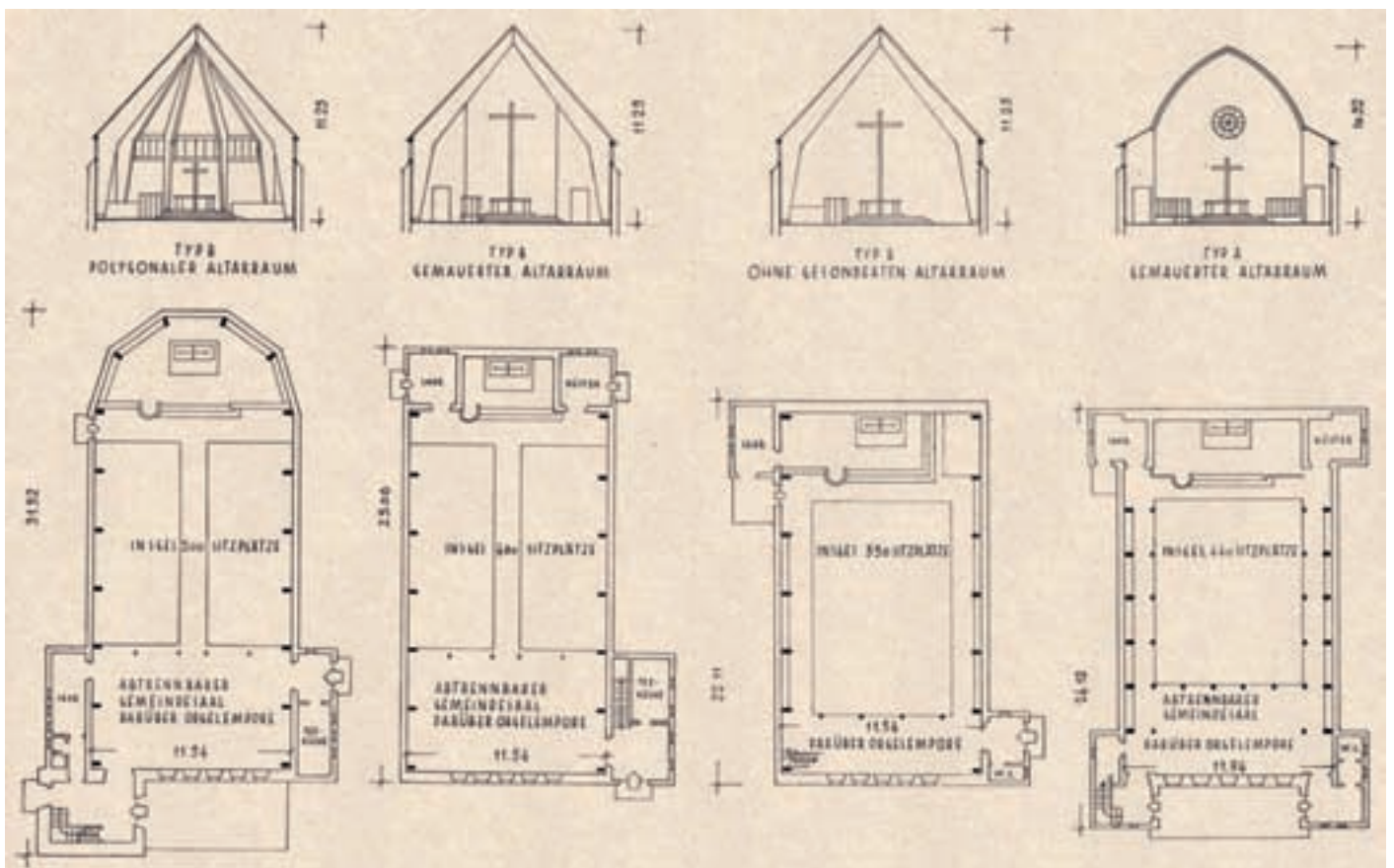
Bei dieser Kirchenbauaktion wurden innovative Zielsetzungen verfolgt: Anpassung der Materialwahl, Herstellungsweise und Konstruktion an die bauorganisatorische Umsetzbarkeit und an die finanziellen Möglichkeiten im Nachkriegsdeutschland, Förderung der Eigeninitiative der Gemeinden als Hilfe zur Selbsthilfe und Anpassungsfähigkeit der Notkirchen an örtliche Besonderheiten bzw. an individuelle Wünsche der Gemeinden – umgesetzt in einem architektonisch und liturgisch würdigen Kirchenbau. Die Wahl einfacher, angemessener Konstruktionen, Formen und Materialien verstand der Kirchenbaumeister in diesem Zusammenhang nicht als zwangsläufige, behelfsmäßige Reaktion auf eine wirtschaftlich problematische Situation, sondern vielmehr als einen authentischen und ehrenwerten Ausdruck der Gegenwart sowie als einen Spiegel innerer, menschlicher Bedürfnisse nach den Schrecken, dem Chaos und den Unsicherheiten der Weltkriege.

Zur Umsetzung angestrebter Ziele sah der Architekt eine bauorganisatorische Trennung von Fremd- und Eigenleistung vor (Abb. 1). Den Gemeinden

wurde eine widerstandsfähige, einfache und leicht montierbare Tragkonstruktion aus Holz in Serie vorfabriziert, geliefert und vor Ort aufgestellt. Im Gegenzug wiesen die Notkirchengemeinden einen Bauplatz aus und bauten in Eigenleistung die Fundamente sowie das statisch nicht beanspruchte Außenmauerwerk aus Trümmernaterial unter der Bauleitung eines ortsansässigen Architekten. Abschließend wurde der Kirchenraum durch die für das Notkirchenprogramm entwickelten Bauteile und Ausstattungstücke, die je nach Bedarf mitgeliefert werden konnten, vervollständigt und ergänzt: durch eine Empore, Fenster, Fensterbänder, Türen, Gestühl, Gestühlpodeste, Klapppläden zur möglichen Abtrennung eines Gemeindesaales unter der Empore, Liedtafeln und Leuchtkästen. Alle Werkstoffe sollten entsprechend Bartnings Worten „einfach“, „ehrlich“ und „sparsam“ verwendet werden, „denn Schenkung entbindet nicht, sondern verpflichtet (...)“.

Bartning entwickelte einen Notkirchgrundtyp, der in drei verschiedenen Ausführungen unter dem Namen „Typ B“ in das Notkirchenprogramm aufgenommen wurde und abhängig von gewählter Variante 350 bis 500 Personen Raum bieten konnte (Abb. 2). Alle Varianten zählen zum Bautypus der einfachen Saalkirche über rechteckigem Grundriss. Markantes Unterscheidungsmerkmal der Grundschichten ist die Ausbildung des Altarraumes, was in den Typenbezeichnungen deutlich wird: Typ B ohne gesonderten Altarraum, Typ B

2 Schnitte und Grundrisse der vier Kirchenvarianten, die im Notkirchenprogramm angeboten wurden.



3 Wandfläche aus Trümmerbackstein. Brandspuren zeugen von der Zweitverwendung des Materials.



4 Das Erscheinungsbild vieler Notkirchen ist geprägt durch die lebhaftere Farbigekeit und die unregelmäßigen Oberflächen der verbauten Natursteintrümmer.

5 Die Notkirchen und ihre Ausstattung bilden hinsichtlich ihrer Materialität und ihrer Detailausbildung eine konzeptionelle Einheit. Kanzel der Auferstehungskirche in Pforzheim. Zustand August 2004.



6 In Serie vorgefertigte Kastenleuchten an den Holzbindern, Gestühl und Gestühlspodest aus dem Notkirchenprogramm in der Mannheimer Gnadenkirche. Zustand August 2004.



mit gemauertem Altarraum und Typ B mit polygonalem Altarraum. Im Rahmen der Grundrissorganisation konnten sowohl Relikte zerstörter Vorgängerbauten, ein Turmanbau als auch seitliche, asymmetrisch anzuordnende Anbauten unter abgeschlepptem Dach integriert werden. Ein Satteldach und nahezu ungegliederte Außenwände verleihen den Notkirchen in ihrer Kubatur und ihrer kompakten Erscheinungsform einen scheunenähnlichen Charakter. Lediglich seitliche Fensterbänder zwischen Dachfläche und gemauerte Wandfläche machen außen ablesbar, dass es sich nicht um eine Scheune und nicht um einen konventionellen Mauerwerksbau handelt, sondern dass eine innen liegende Konstruktion das statische Gerüst bildet. Die ingenieurmäßige, in Serie vorgefertigte hölzerne Dreigelenkrahmenkonstruktion erschließt sich dem Betrachter im Innenraum. Die Nagelbrettbinder steigen vom Fußpunkt senkrecht auf, neigen sich auf Höhe des Fensterbandabschlusses im Winkel des Daches und werden durch offen liegende, aussteifende Pfetten miteinander verbunden (Abb. 1).

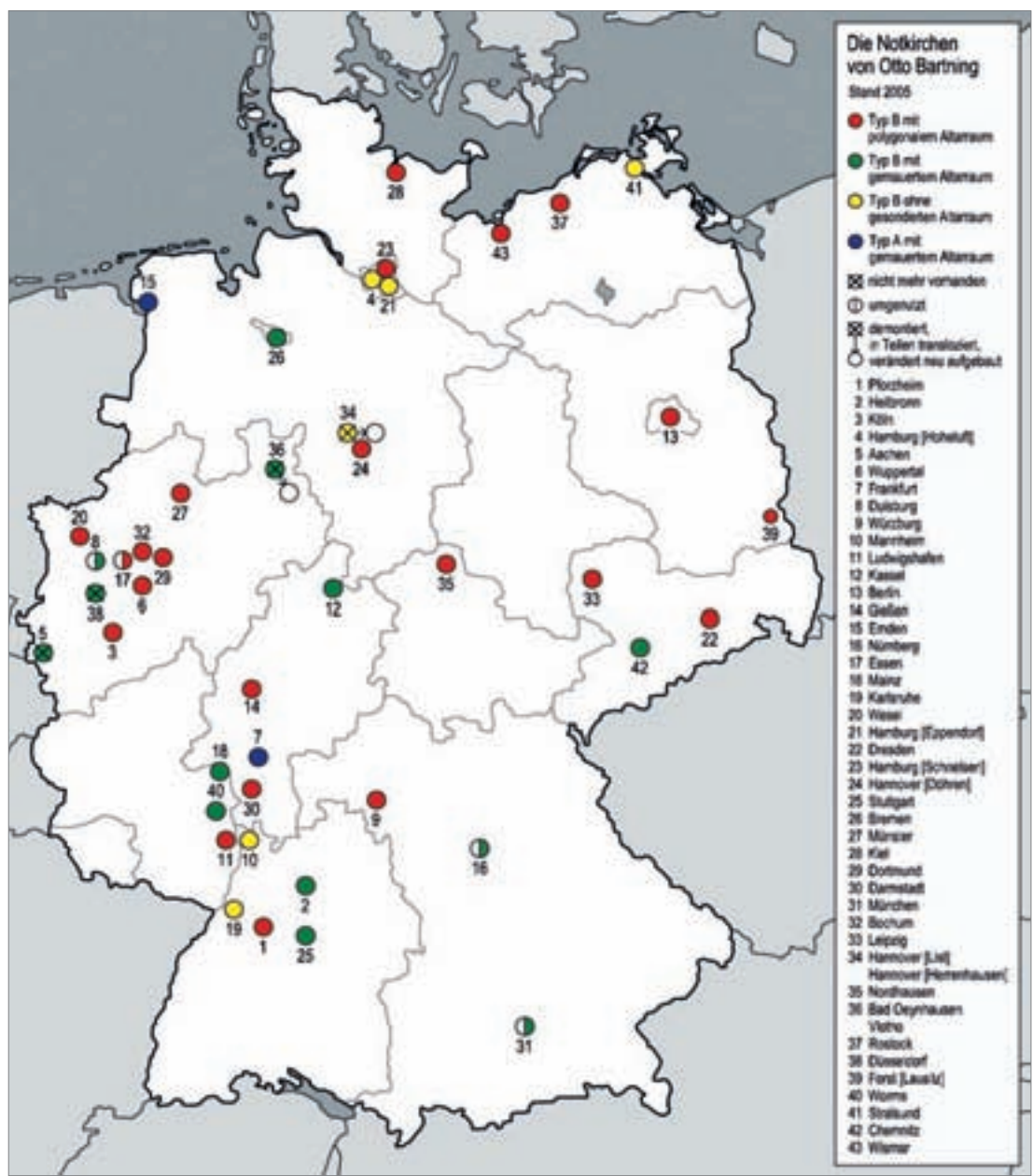
Neben den i. d. R. unverputzten Umfassungswänden aus Trümmerziegeln (Abb. 3) oder Natursteinen (Abb. 4), die durch Brandspuren und ihre unregelmäßigen Oberflächen von ihrer Zweitverwendung zeugen, und den Fensterbändern unterhalb der Traufe prägen die geflammten Holzoberflächen des Tragwerkes und der offenen Dachverschalung die Atmosphäre des Innenraumes maßgeblich. Das Mobiliar entspricht in seiner Materialität und einfachen Detailausbildung Bartnings Anspruch an den Kirchenbau, sodass Bauwerk und Ausstattung eine konzeptionelle Einheit bilden (Abb. 5 und 6).

Die Notkirchen werden in allen Varianten in Abkehr von zentralen, repräsentativen Eingangssituationen über die seitlichen Anbauten bzw. über den Turmanbau erschlossen (Abb. 2), sodass man den Kernbau dezentral unterhalb der Empore betritt. Der Raum ist wahlweise durch Holzklappläden vom Kirchenraum als Gemeindesaal abtrennbar. Somit wird die Aufmerksamkeit des Eintretenden zunächst auf die sich versammelnde Gemeinde gelenkt, bevor sich die Bewegungsabläufe inner-

halb des Kirchenraums traditionell, axial auf den Altarraum bezogen, fortsetzen. In dieser Abfolge betonte Bartning bewusst die Bedeutung der Gemeinde und das neue Gemeinschaftsverständnis der Evangelischen Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg.

Neben Bartnings Entwurf wurde vom HEKD eine weitere Notkirchenplanung hinzugezogen, die von Dr. Emil Staudacher, dem Bauberater der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, unabhängig von dem Kirchenbauprogramm entwickelt worden war. Nach gemeinsamer Überarbeitung nahm man diesen als Typ A mit gemauertem Altarraum (Abb. 2) in das Notkirchenprogramm auf. Gegenwärtig nimmt man an, dass die Kooperation vorwiegend aus taktischen Gründen erfolgte, um ein notwendiges Genehmigungsverfahren beim World Council of Churches in Genf zu beschleunigen und die Akzeptanz des Kirchenbauprogramms bei den ausländischen Stifterkir-

chen zu fördern. Der Entwurf entsprach jedoch auch nach Anpassung an das Serienprogramm in verschiedenen Punkten nicht den Zielvorstellungen Bartnings. Markantes Unterscheidungsmerkmal dieser Notkirchenvariante war eine hölzerne, den Kirchenraum überspannende Spitztonnendachkonstruktion, die in ihrer Umsetzung vergleichsweise aufwändig und kostspielig war. Im Gegensatz zu Bartnings Notkirchentypen wurden die umgebenden Außenwände zum Lastabtrag hinzugezogen und konnten somit, ebenso wie die Dacheindeckung, nur bedingt von Laien erstellt werden. Die Möglichkeiten der handwerklichen Selbstbeteiligung durch die Gemeinden reduzierten sich somit auf ein Minimum. Dementsprechend war die Umsetzbarkeit dieser Notkirchenvariante im Nachkriegsdeutschland deutlich eingeschränkt, sodass der Typ A mit gemauertem Altarraum ein selten ausgeführter Sonderfall blieb.



7 Karte zu dem Bestand, den Standorten, der Typenverteilung und Nutzung der 43 Notkirchen von Otto Bartning. Stand 2005.

Vor Realisierung des Hilfsprogramms wurde zunächst die Stadt Pforzheim als Standort für die Errichtung eines ersten Prototyps ausgewählt. Im Oktober 1948 konnte die Auferstehungskirche in der Südweststadt bereits eingeweiht werden. Die folgende positive Resonanz in der Presse und ein produzierter Werbefilm weckten das Interesse der Öffentlichkeit an dem Notkirchenprogramm in großen Teilen der Welt.

Es folgte die Bewilligung von Spendengeldern für die Produktion von 48 Notkirchen, von denen bis 1951 43 Beispiele in allen vier Besatzungszonen ausgeführt wurden (Abb. 7). Insgesamt wurde der Typ B mit polygonalem Altarraum 22 x, der Typ B mit gemauertem Altarraum 13 x, der Typ B ohne gesonderten Altarraum 6 x und der Typ A mit gemauertem Altarraum 2 x ausgeführt.

Da die Notkirchentypen einerseits Raum für spezielle Gestaltungswünsche der Gemeinden zuließen und andererseits örtlichen Gegebenheiten angepasst werden konnten, entspricht keine der seriellen Kirchen den entwickelten Planungsschemen bis ins Detail. Das Angebot verschiedener Varianten im Rahmen des Notkirchenprogramms sollte möglicherweise einerseits die Akzeptanz in der Öffentlichkeit fördern, andererseits verfolgte man jedoch schwerpunktmäßig sicherlich das Ziel, angemessen auf die einzelnen Landeskirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) sowie auf verschiedene Gemeindegrößen, -traditionen und finanzielle Möglichkeiten der Empfänger reagieren zu können. Unter den 43 Kirchenbauten gleicht somit keine Notkirche der anderen.

## 60 Jahre später

Heute, annähernd 60 Jahre später, existieren noch 39 Notkirchen (Abb. 7), obwohl den Kirchengemeinden zur Bauzeit lediglich ein Bestehen von 20 Jahren zugesichert wurde. Zwei Exemplare wurden demontiert, partiell transloziert und in veränderter Form wieder aufgebaut. Zwei weitere Kirchen fielen einem Brand bzw. dem Abriss zum Opfer. Mit Ausnahme von vier Beispielen, die heute als Gemeindehaus oder Veranstaltungssaal in das kirchliche Leben integriert sind, werden gegenwärtig noch alle weiteren Notkirchen für Gottesdienste genutzt.

An einer Reihe der Kirchen sind im Laufe der Zeit Veränderungen vorgenommen worden, die Barnings Entwurfskonzept entgegenstehen. Zu typischen Eingriffen zählen der Austausch originaler, einfacher Ausstattungen zugunsten „hochwertigerer Stücke“ oder die Umstrukturierung des Altarraumes bzw. der Sitzblöcke, um Abläufe von kirchlichen Handlungen flexibler gestalten zu können. In einigen Fällen wurden die gemauerten Wandflächen im Nachhinein verputzt, sodass die Spuren des Zweiten Weltkrieges heute nicht mehr sichtbar sind. Teilweise errichtete man Anbauten, die unabhängig vom Gestaltungsprinzip der Asymmetrie positioniert wurden und auf den ersten Blick nicht als „Zutat“ erkennbar sind. Weiterhin sind einige Notkirchen von den erwarteten Erhaltungsproblemen in Form von Bauschäden betroffen, die auf die provisorischen Arbeitsbedingungen im Nachkriegsdeutschland zurückzuführen sind. Trotzdem spiegelt noch heute ein Groß-



8 Die Auferstehungskirche in der Pforzheimer Goebenstraße. Zustand 2005.



9 Die Pforzheimer Auferstehungskirche mit original überliefertem polygonalen Altarraum. In den 1960er Jahren wurde die Einfachverglasung des Fensterbandes zugunsten künstlerisch gestaltetem Buntglas aufgegeben. Leuchten und Gestühl wurden erneuert. Zustand 2005.

teil der erhaltenen Notkirchen Bartnings Idee deutlich wider.

### Bartnings Notkirchen in Baden-Württemberg

In Baden-Württemberg wurden insgesamt fünf Notkirchen errichtet, die noch heute in ihrer ursprünglichen Funktion Bestandteil des Gemeindelebens sind: die Auferstehungskirche in Pforzheim, die Wichernkirche in Heilbronn, die Gnadenkirche in Mannheim, die Friedenskirche in Karlsruhe und die Ludwig-Hofacker-Kirche in Stuttgart. Beim Vergleich dieser Serienkirchen wird ihre Individualität offensichtlich, was gleichermaßen auf die weiteren Notkirchen Deutsch-

lands übertragen werden kann. Zudem zeichnet sich in den fünf baden-württembergischen Beispielen Bartnings Notkirchenkonzept als gemeinsame Basis anschaulich ab.

Die Auferstehungskirche der evangelischen Johannesgemeinde in Pforzheim (Abb. 8 und 9) wurde, wie bereits erwähnt, als Prototyp für das geplante Notkirchenprogramm errichtet und am 24. 10. 1948 eingeweiht. Als Vorläufer des Programms finanzierte man die Auferstehungskirche als einzige Notkirche mit deutschen Mitteln. Neben der seriellen hölzernen Tragkonstruktion dienten Trümmer von zerstörten Pforzheimer Gebäuden, Natursteintrümmer außen und Backsteine im Innenraum, als Baumaterial. Die Modellkirche wurde als Typ B mit polygonalem Altarraum

10 Die Heilbronner Wichernkirche in der Bismarckstraße. Zustand 2005.



und Turmanbau ausgebildet, wobei die Ausführung aufgrund der frühen Planung nicht in allen Details dem endgültigen Grundschema entsprach. So wurden z. B. typische serielle Ausstattungsstücke, wie das Gestühl und die charakteristischen Kastenleuchten (Abb. 6), noch nicht eingesetzt und der Kirchenbau durch einen zusätzlichen Sakristeianbau ergänzt. Veränderungen des bauzeitlichen Zustands betreffen vorwiegend Teile der Ausstattung und die Lichtverhältnisse im Innenraum. So tauschte man das Originalgestühl aus, installierte neue Leuchten und verzichtete in den 1960er Jahren auf die schlichte Einfachverglasung zugunsten künstlerisch gestalteter Buntglasfen-

ter. Auch die Gemeindesaalnutzung unterhalb der Empore wurde aufgegeben. Die Grundstruktur der Pforzheimer Auferstehungskirche ist jedoch gut überliefert, insbesondere der polygonale Altarraum einschließlich Altar, gemauerter Kanzel (Abb. 5) und umgebenden Bänken. Bemerkenswert ist zudem die originale Abtrennung zwischen ehemaligem Gemeindesaal und Kirchenraum in Form von seriellen Holzklappläden, wie sie in Deutschland nur noch selten erhalten ist.

Am 19. 12. 1948 wurde die Wichernkirche in Heilbronn (Abb. 10 und 11) als zweite Notkirche Deutschlands eingeweiht. Nachdem die Friedens-

11 Die Wichernkirche in Heilbronn ist abgesehen von neuen Pendelleuchten einschließlich ihrer Ausstattung original überliefert. Sie wurde als Typ B mit gemauertem Altarraum ausgeführt. Zustand 2005.





12 Die Mannheimer Gnadenkirche in der Karlsternstraße wurde bereits in den 1950er Jahren durch einen seitlichen Turmanbau ergänzt. Zustand August 2004.



13 Die Gnadenkirche in Mannheim errichtete man als Typ B ohne gesonderten Altarraum. Bereits zur Bauzeit sah man die Wandflächen vermutlich mit einer Schlämme. Markantes Charakteristikum dieser Notkirche ist der individuelle Apsisanbau. Zustand 2005.

14 Die Friedenskirche in der Karlsruher Tauberstraße. In den 1960er Jahren gab man den seitlichen Haupteingang zugunsten einer zentralen Erschließung auf. Zustand 2005.



gemeinde im Zuge der Zerstörung Heilbronn 1944 ihr Gotteshaus verloren und für mehrere Jahre das Krematorium des städtischen Friedhofs als Notkirche genutzt hatte, wurde ihr eine Notkirche durch das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland vermittelt. Stifter der Wichernkirche war die amerikanische Sektion des Lutherischen Weltbundes. Man wählte den Typ B mit gemauertem Altarraum und variierte diesen, indem man von einem seitlichen Anbau gemäß Grundschema zugunsten eines Vorbaues als Eingangsbereich absah. Zudem wurde das Kirchengebäude durch einen Dachreiter über dem Chor ergänzt. Neben Trümmerbacksteinen wurden neue, von einer Ziegelei gespendete Backsteine verwendet und die Fassaden anschließend außen verputzt. Bartnings Notkirchenidee ist in der Wichernkirche noch heute besonders gut erlebbar, da der Innenraum einschließlich seiner Ausstattung nur geringfügig verändert wurde.

Die Gnadenkirche (Abb. 12 und 13), die am 19. 06. 1949 in der wenig zerstörten Wohnsiedlung in der Mannheimer Gartenstadt als 10. Notkirche Deutschlands eingeweiht wurde, gehört zum Typ B ohne gesonderten Altarraum. Man ergänzte diesen einfachsten Notkirchengrundtyp durch den Anbau einer Apsis, die mit rechteckiger Grundfläche und einer tonnengewölbten Holzdecke ausgeführt und über einen Chorrundbogen mit

dem Kirchenraum verbunden wurde. Als örtliches Baumaterial für die Außenwände dienten unregelmäßige rote Sandsteinquader und Trümmerbacksteine von Mannheimer Kirchen und Gemeindehäusern, die im Kircheninnenraum weiß geschlämmt wurden.

Bereits in den 1950er Jahren ergänzte man die Kirche durch einen seitlichen Turmanbau, der zugleich den Haupteingang aufnahm. Weitere Veränderungen betreffen vereinzelte Ausstattungsstücke, insbesondere die einfache Verglasung der Fenster in der Apsis, die Ende der 1980er Jahre durch künstlerisch gestaltetes Buntglas ersetzt wurde. Auch in der Gnadenkirche gab man die Gemeindesaalnutzung innerhalb des Kirchenraumes auf und entfernte die originale Holzabtrennung. Darüber hinaus zeigt das Mannheimer Beispiel anschaulich, wie flexibel individuelle Gemeindewünsche in Bartnings Notkirchenkonzept integriert werden konnten.

In Karlsruhe befindet sich das vierte baden-württembergische Beispiel (Abb. 14 und 15). Nachdem die Stadtteile Weiherfeld und Dammerstock weitestgehend von Kriegszerstörungen verschont geblieben waren und demzufolge nach 1945 stark wachsende Gemeindezahlen verzeichneten, gründete man 1947 die Friedensgemeinde, die schließlich eine Notkirche erhielt. Gestiftet von der Evangelical and Reformed Church (USA), konnte die



Friedenskirche am 13. 11. 1949 als 19. Notkirche eingeweiht werden. Die Serienkirche wurde als Typ B ohne gesonderten Altarraum mit integriertem Turmanbau ausgeführt. Als Baumaterial verwendete die Notkirchengemeinde unregelmäßige rote und gelbe Sandsteinquader des zerstörten Karlsruher Rathauses, die das äußere Erscheinungsbild noch heute maßgeblich prägen. Die inneren Wandflächen wurden aus Trümmerbackstein errichtet.

In den letzten Jahrzehnten wurden der Turm aufgestockt, der seitliche Eingang zugunsten einer zentralen Erschließung aufgegeben und im Innenraum vereinzelte Veränderungen vorgenommen. Bemerkenswert ist der Altarbereich. Dieser wurde im Rahmen des Notkirchenprogramms nur zwei-

mal gemäß Bartnings Grundschema in Deutschland ausgeführt und ist in der Karlsruher Friedenskirche annähernd original überliefert.

Die Stuttgarter Ludwig-Hofacker-Kirche (Abb. 16 und 17) konnte durch Spenden der amerikanischen Sektion des Lutherischen Weltbundes finanziert werden. Sie wurde am 12. 02. 1950 in Stuttgart-Mitte als 25. Notkirche deutschlandweit und als letzte Serienkirche in Baden-Württemberg errichtet, nachdem die Vorgängerkirche im Zuge der Bombenangriffe auf Stuttgart zerstört worden war. Die Ludwig-Hofacker-Gemeinde wählte den Typ B mit gemauertem Altarraum und abgetrenntem Gemeindesaal unterhalb der Empore, ergänzt durch einen Dachreiter in Verlängerung der Chorrückwand. Die Außenwände



15 Im Rahmen des Notkirchenprogramms wurde der Typ B ohne gesonderten Altarraum nur zweimal annähernd ohne Variationen ausgeführt. In der Karlsruher Friedenskirche ist der selten verwirklichte Altarbereich annähernd original überliefert. Zustand 2005.

aus Trümmerbackstein wurden im Innenraum weiß geschlämmt und außen vermutlich nachträglich verputzt. Um 1960 fügte man einen freistehenden Glockenturm hinzu. Im Laufe der Jahre entsprach die Gemeindefläche unterhalb der Empore nicht mehr den Anforderungen, so dass man die Nutzung aufgab, einhergehend mit der Entfernung der originalen, flexiblen Abtrennung. Ansonsten ist der Innenraum einschließlich der originalen Serienausstattung sehr gut überliefert.

In diesem Jahr wurde die Kulturdenkmaleigenschaft der Stuttgarter Ludwig-Hofacker-Kirche festgestellt. Alle Notkirchen in Baden-Württemberg sind somit als Kulturdenkmal erfasst. Warum besteht Interesse an ihrer Erhaltung?

Einerseits sind sie in geschichtlicher Hinsicht bedeutsam. Sie dokumentieren als Teil des Notkirchenprogramms eine wichtige Phase in der Kirchengeschichte: die Neustrukturierung der Evangelischen Kirche in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und ihr neues Gemeindeverständnis, das durch die dezentrale Erschließung und einhergehender Betonung der sich versammelnden

Gemeinde verdeutlicht wird. Andererseits besteht wissenschaftliches Interesse an den Serienkirchen als wichtige Position im Gesamtwerk des bekannten Architekten, als selten erhaltene Beispiele für die „Baufgabe Notkirche“ und als erste Kirchenneubauten in den zerstörten deutschen Städten nach 1945. Zudem sprechen künstlerische Gründe für ihren Erhalt. Bartning selbst sagte in einer Ansprache: „(...) Wir wissen, daß Notkirchen nicht notdürftiger Behelf, sondern neue und gültige Gestalt aus der Kraft der Not bedeutet.“ Diese „gültige Gestalt“ besteht in der konzeptionellen Einheit von Bauwerk und Ausstattung hinsichtlich Form, Materialität und Detailausbildung und ist in den baden-württembergischen Notkirchen weitestgehend bewahrt. Nicht zuletzt dokumentiert jede einzelne Notkirche durch ihre individuelle Ausbildung die Flexibilität von Bartnings Notkirchenentwürfen: ihre Anpassungsfähigkeit an Gemeindegrößen, an unterschiedliche liturgische Traditionen der Landeskirchen, an besondere Wünsche der Gemeinden und an örtliche Voraussetzungen. In diesem Punkt unterscheidet sich das Notkirchenprogramm deutlich von den wei-

16 Die Stuttgarter Ludwig-Hofacker-Kirche in der Dobelstraße. Zur Bauzeit lediglich mit einem Dachreiter ausgeführt, ergänzte man die Notkirche um 1960 durch einen frei stehenden Glockenturm. Die Fassaden wurden verputzt. Zustand 2005.





17 Die Stuttgarter Notkirche führte man als Typ B mit gemauertem Altarraum aus. Man nimmt an, dass die Wandflächen im Innenraum bereits zur Bauzeit weiß geschlämmt wurden. Abgesehen von geringfügigen Veränderungen ist der Kirchenraum einschließlich der seriellen Ausstattungsstücke original überliefert. Zustand 2005.

teren Kirchenbauaktionen des HEKD, die durch Uniformität geprägt sind – sicherlich ein Grund für die weite Akzeptanz und den hohen Bekanntheitsgrad dieser Serienkirchen.

Neben der geschichtlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bedeutung der Notkirchen, die teilweise erst durch Hintergrundwissen offensichtlich wird, erklärt sich ihr Stellenwert im Gemeindeleben unmittelbar: Mit dem Bestand des Kirchengebäudes bleibt auch die Identität als Notkirchengemeinde bewusst und die große Hilfsbereitschaft ausländischer Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg in Erinnerung. In wenigen Fällen können sogar noch heute Zeitzeugen von der bewegten Entstehungsgeschichte ihrer Kirche erzählen und das Bewusstsein weiterer Gemeindeglieder schärfen. Es ist zu hoffen, dass dieses Wissen weitergetragen und in diesen schlichten Kirchenbauten der authentische und ehrenwerte Ausdruck der Nachkriegszeit auch von zukünftigen Generationen erkannt und geschätzt wird.

#### Literatur:

- Bartning, Otto: Die 48 Notkirchen in Deutschland. Heidelberg 1949.
- Pantle, Ulrich: Leitbild Reduktion. Beiträge zum Kirchenbau in Deutschland von 1945 bis 1950. Dissertation Universität Stuttgart 2003.
- Schneider, Christoph: Das Notkirchenprogramm von Otto Bartning. Marburg 1997.
- Schricket, Svenja: Die Notkirchen von Otto Bartning. Dokumentation und denkmalpflegerische Probleme anhand ausgewählter Beispiele. Masterarbeit Otto-Friedrich-Universität Bamberg 2004.

*Dipl.-Ing. Svenja Schrickel M. A.*  
 Regierungspräsidium Stuttgart  
 Landesamt für Denkmalpflege  
 Berliner Straße 12  
 73728 Esslingen a. N.



# Von der Welt- zur Ansichtskarte

## Historische Ansichten der Insel Reichenau als Gegenstand denkmalkundlicher Fragestellungen

*Historische Darstellungen der Reichenau verschiedener Gattungen und Epochen tragen bei Maßnahmen der Denkmalpflege immer wieder zur Entscheidungsfindung bei. Im Rahmen der Betreuung der Reichenau wurde auf diese Weise inzwischen eine beachtliche Materialsammlung historischer Inselansichten zusammengestellt. Sie halten eine beeindruckende Fülle an denkmalkundlichen Informationen bereit, die eine aufschlussreiche Bewertung des aktuellen Zustands vor dem jeweiligen historischen Hintergrund möglich machen.*

Christine Leukel / Dagmar Zimdars / Peter Schmidt-Thomé

### Das Bild der Reichenau – eine Ansichtssache?

Von der kulturgeschichtlichen Bedeutung der ehemaligen Benediktinerabtei Reichenau zeugen heute vor Ort insbesondere die drei mittelalterlichen Kirchen in Mittel-, Ober- und Niederzell sowie weitere historische Bauten aus dem klösterlichen Funktionszusammenhang. Zahlreiche Gebäude sind Kulturdenkmale gemäß §2 Denkmalschutzgesetz, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen und/oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Einige Objekte genießen durch Eintra-

gung in das Denkmalschutzgesetz zusätzlichen Schutz als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung im Sinne von §12 Denkmalschutzgesetz. Um der hohen Wertigkeit der Bereiche Mittel- und Niederzell gerecht zu werden, hat die Gemeinde Reichenau gemeinsam mit der Denkmalpflege auf deren Ausweisung als Gesamtanlage gemäß §19 Denkmalschutzgesetz hingewirkt (vgl. E. Roth, Nachrichtenblatt 3, 2004, 155 ff.).

Die topographische Situation der Insellage lenkte in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit auf die Reichenau als Gesamtheit. Vom Umland her wahrgenommen, charakterisieren heute die drei monumentalen Kirchen inmitten der landwirt-



1 Postkarte „Gruß von der Insel Reichenau“. 1899.



2 Ausschnitt aus der Ebstorfer Weltkarte. In Kloster Ebstorf bei Ülzen 1830 entdeckt. 1943 im Staatsarchiv Hannover zerstört. Ab 1950 vier Nachbildungen angefertigt auf der Grundlage von zwei Reproduktionen von 1888 (25 Lichtdrucktafeln im Auftrag des Historischen Vereins für Niedersachsen) und von 1896 (K. Miller). Beide jedoch untereinander in vielen Details nicht übereinstimmend und im Sinne der Zeit interpretierend. Nachbildungen in Kloster Ebstorf, im Stadtmuseum Lüneburg, in der Plassenburg ob Kulmbach, in Privatbesitz. Das Original bestand aus 30 Pergamentstücken aus Schafshaut, bemalt in Tempera, 358 x 356 cm. Auftraggeber und Anlass der Entstehung unbekannt. Vielleicht um 1240 in Ebstorf angefertigt. Künstler nicht bekannt. Die Bild Darstellungen wohl von einer Hand; bei der Beschriftung werden bis zu drei Schreiber unterschieden.

schaftlichen Flächen mit den typischen Glashäusern das Erscheinungsbild. Die siedlungsgeschichtliche und landschaftliche Entwicklung der Insel war unmittelbar mit der Geschichte des Klosters verbunden. Bis ins späte Mittelalter galt das gesamte Areal als Klosterbereich. Den gestaltprägenden Einfluss des Klosterbetriebes konnten spätere Entwicklungen bislang nicht entscheidend aufheben. Nicht zuletzt wegen dieses Zeugniswertes als historische Kulturlandschaft wurde die Reichenau im Jahr 2000 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Wesentlicher Gegenstand der Auszeichnung waren „die Insel selbst und die drei Kirchen, das Kloster in Mittelzell, die vom Kloster zu administrativen und repräsentativen Zwecken errichteten Gebäude sowie die Einrichtungen für die Landwirtschaft, die früher der Versorgung des Klosters dienten.“ (Wortlaut der ICOMOS-Evaluation).

In der Binnenwahrnehmung offenbart sich die Reichenau heute als moderne Gemeinde, in der die historischen Gebäude und tradierten Siedlungs- und Landnutzungsstrukturen in Gefahr geraten, nur mehr malerische Akzente in der (Wohn-)Bebauung der jüngeren Vergangenheit und Gegenwart zu setzen. Mit ihrem offensichtlichen Ursprung in früheren Epochen verweisen die historischen Gebäude auf die Geschichte der Insel und des Klosters. Ihren umfassenden Wert als kunst- und kulturgeschichtliche Zeugnisse vermitteln sie nur durch ihre überlieferte Einbindung in die historischen Freiflächen und Baugruppen.

Der Vergleich des Ist-Zustandes mit dem früheren Bestand, den die historischen Ansichten wiedergeben, öffnet den Blick für die Phänomene von Kontinuität und Wandel in Gestalt und Wahrnehmung der Insel. Anhand eines solchen Vergleichs lässt sich anschaulich darstellen, welche charakteristischen Strukturen und Elemente das Erscheinungsbild der Reichenau in einzigartiger Weise geprägt haben und welche es bis heute bestimmen.

### Die Insel Reichenau auf der Ebstorfer Weltkarte, 13. Jahrhundert

Wohl die erste bildliche Erfassung der Insel Reichenau überhaupt findet sich auf der Ebstorfer Weltkarte (Abb. 2). Vermutlich kurz vor der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden, zeigt sie eine runde, ca. 3,5 Meter im Durchmesser fassende Scheibe, die den Erdkreis darstellt. Das Haupt Christi am oberen Rand – im Osten, die Füße am unteren Rand – im Westen, die beiden Hände links – im Norden und rechts – im Süden lassen sowohl eine Kreuzform erahnen als auch den Weltenherrscher, der die Weltscheibe trägt. Neben Christi Haupt ist das Paradies als Anfang des Weltgeschehens dargestellt. Im Zentrum Jerusalem mit dem auferstandenen Christus als Hinweis auf dessen Vollendung. Die Säulen des Herkules zu Füßen Christi markieren die Grenzen der Welt. Die Scheibe wird ringförmig vom Ozean umgeben. Hier sind auch die zwölf Winde wiederge-

geben. Das T-förmige Mittelmeer teilt die Kontinente Europa, „Africa“ und „Asia“ ab. Sie sind mit zahlreichen Einzeldarstellungen und erklärenden Beischriften nach dem Stand des damaligen Wissens ausgefüllt. Vor allem aber mit Architektur-symbolen für Kirchen und Klöster, Städte und Burgen sowie mit Bergketten und Gewässern. Die Texte identifizieren sie als reale Orte. Am Rande des Erdkreises sind zahlreiche Szenen mit sagenhaften Völkern und Ereignissen angeordnet.

Mitten in „TEUTONIA“ im linken unteren Quadranten der Weltscheibe liegt die „*augia insula in q(ua) null(us) anguis pot(est) homin(em) nocere*“, die Insel (Reichen-)au, auf der keine Schlange dem Menschen schaden kann. Dieses Zitat ist ein direkter Verweis auf die Pirminlegende (s. u.). Zwei turmförmige Architektursymbole sind als „*cella sci georgii*“, St. Georg, und „*cella*“, Niederzell, beschriftet. Neben einem dritten Turmsymbol, kombiniert mit einem wohl als Kirchenschiff zu interpretierenden Zeichen, ist die Beischrift „*Monasteriu(m) sce Marie*“, Marienkloster, zu lesen. Ein die Insel umschließender Gewässerstreifen ist als Bodensee zu verstehen. Weiter rechts entspringt in drei Quellflüssen aus einer Bergkette „*Renus*“, der Rhein. In einem Bogen umfließt er „*arbona castrum*“, Arbon, und „*constancia c(ivitas)*“, Konstanz. An einem Zufluss links ist ohne Architektursymbol „*cella ep(iscop)i ratoldi veronensis*“, Radolfzell, genannt.

Die bildliche Wiedergabe der Insel Reichenau ist bemerkenswert und darf wohl als eine späte Reverenz vor der einstmaligen hervorragenden kulturgeschichtlichen Bedeutung des Klosters gelten. Gelegentlich sah die Forschung hierin das Nachwirken einer verlorenen Reichenauer Weltkarte. Im Bibliothekskatalog des Reichenauer Abtes Reginbert von 821/822 ist die Rede von einer „*Mappa mundi in rotulis duobus*“.

Dass das Kloster Ebstorf Ursprungsort der Karte sei, wird aus dessen auffallender Heraushebung zusammen mit den Städten Lüneburg und Braunschweig nahe dem linken Rand geschlossen. Als geistigen Urheber nimmt man aufgrund von Schriftvergleichen Gervasius von Tilbury (um 1152 bis nach 1220) an. Er wird mit dem zwischen 1223 und 1234 bezugten Probst Gervasius von Ebstorf identifiziert.

### Pirminbild, erste Hälfte 17. Jahrhundert

Das so genannte Pirminbild verknüpft die Gattungen Motivbild, Klosterprospekt und Vogelschau miteinander (Abb. 3). Es zeigt die Reichenau im Untersee mit den angrenzenden Ufern. Das große Gemälde illustriert die Legende der Reichenauer Klostergründung durch den irofränkischen Wandermönch Pirmin im Jahre 724. Eine

Inschritftafel oben rechts gibt dem Gemälde den Titel: SANCTVS PIRMINVS FVNDA TOR HVIVS MONASTERII ANNO DOMINI VII. XX.III. In der karolingischen Vita S. Pirminii heißt es, der Mönch habe bei seiner Ankunft auf dem unwirtlichen Eiland alles heidnische Gewürm von dem Gelände vertrieben. Von Süden kommend bringt ein Fährmann den segnenden Bischof Pirmin zur Reichenau. Sein missionarisches Wirken hat Erfolg: Frösche, Kröten und Schlangen als Sinnbilder des Heidnischen verlassen die Insel und fliehen an das Nordufer des Untersees. Von dort, gleichsam von den Anhöhen über Schloss Hegne, blickt der Betrachter auf die Insel. In der aufgewühlten Wasseroberfläche des betrachteten Seebereichs spiegelt sich der manieristische Himmel, im Süden die Thurgauer Hügellkette.

Zugleich hält das Pirminbild die Klosterinsel in ihrem Erscheinungsbild des frühen 17. Jahrhunderts fest. Mit der Wiedergabe der zeitgenössischen Um- und Neubauten in Mittelzell ist es eine unerschöpfliche Bildquelle für bauhistorische Fragen von Kunsthistorikern und Denkmalpflegern. Weitere Informationen liefern die Namen und die stilisierten Gebäudedarstellungen der Reichenauer Besitzungen an den Unterseeufeln. Bezeichnend ist die synchrone Erzählweise zweier unterschiedlicher Zeit- und Inhaltsebenen: einerseits die Schilderung der legendären Erschließung der Klosterinsel, andererseits die meisterhafte Wiedergabe der zeitgenössischen Architekturen. Das Wappen von Fürstbischof Jakob Fugger (reg. 1604–1626) schwebt über der Vogelschau. Fugger veranlasste u. a. den Bau des Neuen Konvents südlich des Mittelzeller Münsters. Offen bleibt, ob er auch das Pirminbild anlässlich des 900-jährigen Klosterjubiläums 1624 in Auftrag gab.

Der Mittelzeller Klosterprospekt steht im Zentrum des Pirminbildes. Ähnlich wie in einem Zerrspiegel entfaltet sich dieser Bereich zum Betrachter hin mit unmaßstäblicher räumlicher Tiefe. Die markantesten Bauten heben sich mit ihrer Farbigeit, dem weißen Verputz und den leuchtend roten Dächern, von dem dunklen Bildgrund ab: Hinter dem als „St. Marcus“ bezeichneten Münster sind die Flügel des Fuggerschen Neuen Konvents und seine flankierenden Treppentürme zu erkennen. Neben der Pfarrkirche St. Johann und Schloss Königsegg im Süden des Klosters ist besonders die südwestlich gelegene Pfalz mit dem zeittypisch dekorierten Volutengiebel hervorgehoben. Im Norden reicht die Ummauerung des Klosterbereichs bis unmittelbar an das Seeufer. Hier ist das Hohe Haus an der Schiffslände gezeigt. Die Herrenhöfe bilden mit ihrer einheitlichen Flucht, wie heute auch, den westlichen Abschluss des Klostersvorplatzes. Der Klostersgarten ist in Renaissance-manier gestaltet, eine Bewirt-



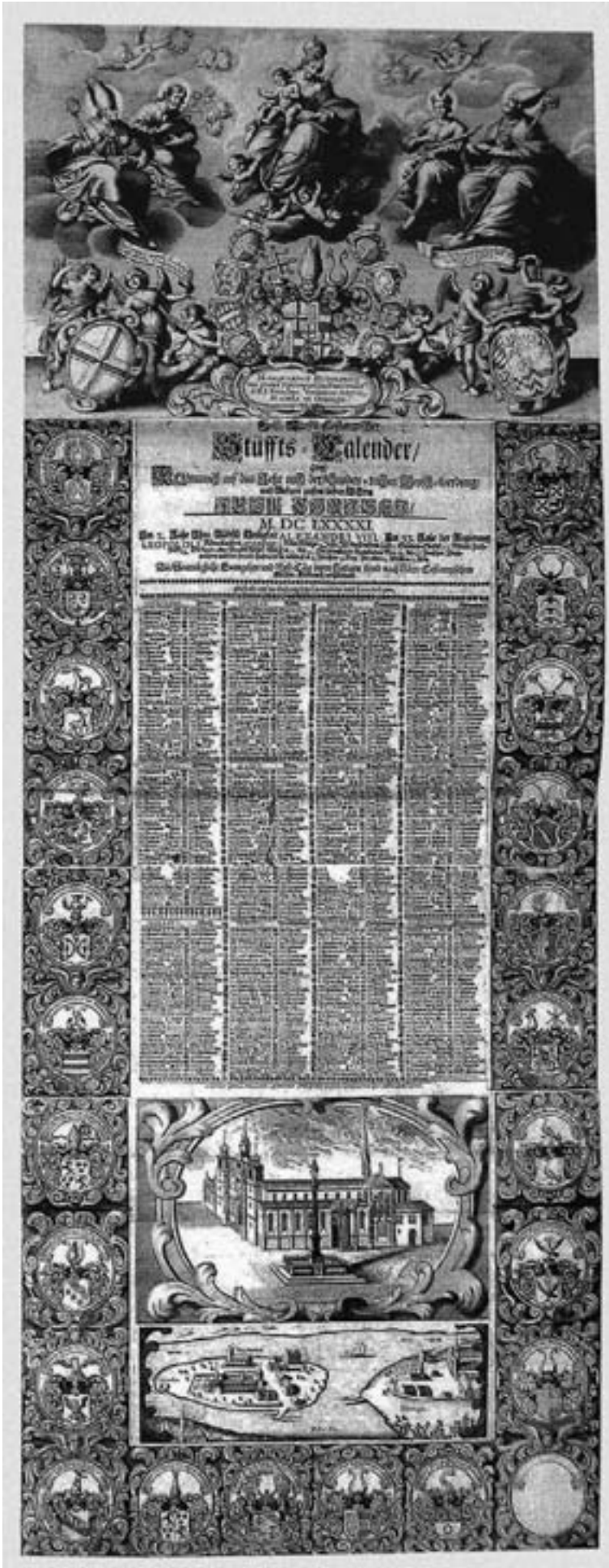
3 Pirminbild. Reichenau-Mittelzell, Münster, südliches Seitenschiff. Öl auf Leinwand. Datierung: nach 1611. Künstler: unbekannt. Norden ist unten.

schaftung mit Obstbaumkultur ist ablesbar. Ein Fachwerkbau auf hohem Massivsockel zwischen Schloss Königsegg und Pfalz lässt sich möglicherweise als das stattliche Ammannsgebäude deuten. Dies wäre ein Hinweis auf die „bürgerliche Gemeinde“ Reichenau.

Der Maler greift die literarische Vorlage der Pirminlegende in der Darstellung des dichten, unwegsamen Bewuchses der Reichenau auf. Zwischen den Baumkronen sind jedoch Gebäude zu erkennen – die Streusiedlung aus Bauern- und Fischerhäusern. Teile des Geländes sind umzäunt, insbesondere zum Nordufer hin. Die Bewirtschaftung mit Reben ist angedeutet. Die Burgruine und ein Fachwerkanbau kennzeichnen die ehemalige Insel „Schopfflen“. Analog der Ebstorfer Weltkarte gelten Oberzell und Niederzell wegen der dort ansässigen Stiftskirchen als eigenständige Inselbereiche neben dem formal wie inhaltlich zentralen Mittelzell. Von den „Pfarr“-Kirchen kommt „St. Jerger“ (St. Georg), wie schon in der Weltkarte des 13. Jahrhunderts, durch die eigene Bildlegende größere Bedeutung zu.

Unter den zahlreichen Reichenauer Besitzungen erhält Hegne im Bildvordergrund mit der Detailschilderung der Bautengruppe besonderes Gewicht. Mit der Wahl des Betrachterstandortes „oberhalb“ von Schloss Hegne steht das Bild am Anfang einer Tradition, die im späten 18. und 19. Jahrhundert immer wieder von den Künstlern aufgegriffen wurde.

Im Sinne des Auftraggebers Fürstbischof Fugger zeigt das Pirminbild die Bedeutung des Klosters Reichenau in Form seiner repräsentativen Bauwerke. Mit der synchronen Schilderung von legendärer Klostergründung und frühbarockem Bestand stellt sich Jakob Fugger machtbewusst in die im 17. Jahrhundert schon verblassende Tradition des einst kulturell und politisch einflussreichen Inselklosters. In barocker Pose beruft er sich auf die herrschaftlichen Beziehungen. Diese lassen sich an der Fülle der stilisierten Gebäude mit ihren Bildlegenden ablesen. Tatsächliche und konstruierte Sichtachsen im Raum des Untersees bilden das herrschaftliche Netzwerk ab. Allensbach, ab 1075 Reichenauer Markt, und Ermatingen am Schweizer Ufer gehörten schon zum Gründungsbesitz der Abtei Reichenau. Auch Steckborn („Steckbaren“) ist eine Marktgründung des Inselklosters (1313). Mannenbach („Mänabach“) hatte ein Reichenauer Fährlehen. Das Erscheinungsbild der Fuggerschen Neu- und Umbauten kann heute als Anhaltspunkt zu deren Datierung und kunsthistorischer Einordnung dienen. Die Gestalt des Klostersvorplatzes, der heutigen Burgstraße, entspricht in ihrem Verhältnis von Bebauung und Freiflächen im Wesentlichen späteren Darstellungen und der heutigen Situation. Für den Klostergarten ist eine solche Kontinuität nicht nachweisbar. Zahlreiche Reichenau-Ansichten zeugen davon, dass der Bereich des Klostergartens immer wieder gestalterischen Ver-



änderungen unterworfen war. Schließlich ist die Schilderung des nördlichen Ufersaums kulturhistorisch interessant. Der Seespiegel entsprach im 17. Jahrhundert durchaus dem heutigen Niveau, das Ufer ist jedoch allmählich verlandet.

Das Pirminbild lässt auf spektakuläre Weise ahnen, wie sehr sich die Inselsilhouette in Folge der Säkularisation veränderte. Mit der Kirche St. Johann und dem Pfalzgebäude sind nur zwei markante Gebäude aus der Fülle derer genannt, die im 19. Jahrhundert zum Abriss freigegeben wurden.

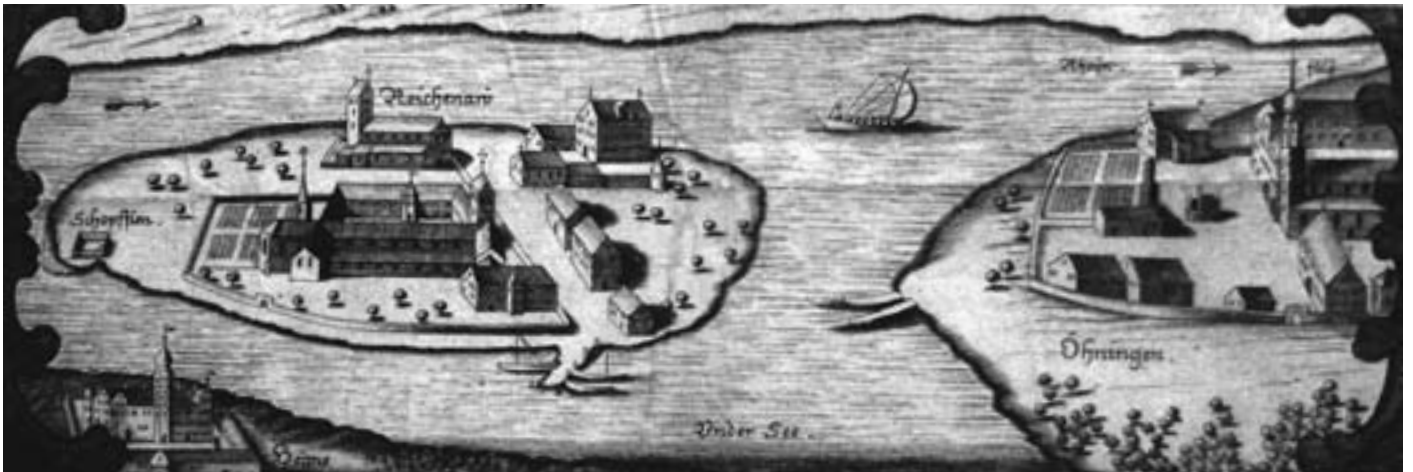
#### Wappenkalender des Hoch- und Domstifts Konstanz von 1691

Der Typus des Wappenkalenders kam im 16. Jahrhundert auf. Er entwickelte sich bis ins 18. Jahrhundert zu einer ausgereiften Gattung mit festen Bestandteilen: das aufwändige Grundblatt mit Kopfbild wurde über längere Zeiträume mittels aufgeklebter Kalendarien und Personenwappen aktualisiert. Die großformatigen Blätter waren keine Alltags-, wohl aber Gebrauchsgegenstände. Daher haben sich nur wenige Exemplare erhalten. Die Kalenderfunktion trat hinter der Selbstdarstellung der Auftraggeber und der Repräsentation der jeweiligen Territorialherrschaft zurück. Waren die Wappenkalender doch Aufträge von Gremien, deren Zusammensetzung anhand der Wappen ersichtlich wurde. Sie hingen in allen größeren Amtsstuben und wurden an wohlhabende Interessenten verkauft, „Belegexemplare“ gingen an die Wappenträger.

Im vorliegenden Blatt ist ein frühes Beispiel eines dreigeteilten Wappenkalenders überliefert (Abb. 4). Das Kopfbild bildet der so genannte „Himmel“: Maria als Himmelskönigin mit dem Jesuskind in Begleitung der wichtigsten Heiligen des Domstifts Konstanz (links der Hl. Joseph und Bischof Konrad, rechts der Hl. Pelagius und Bischof Gebhardt). Unter der auf Wolken thronenden Fi-

4 Wappenkalender des Dom- und Hochstifts Konstanz von 1691: Konstanz, Stadtarchiv. Bildsammlung, Signatur A 461/1c. Titel: „Hoch=Fürstl: Costanzischer Stüffts=Calender/ Oder Almanach auf das Jahr nach der Gnaden=reichen Mensch=werdung/und Geburt unsers lieben Herrn JESU CHRISTI/ M. DC. LXXXXI“. Kupferstich, Radierung und Typesatz auf Papier. Vier Blätter. Maße: 134,5 x 55 cm (Blatt gesamt). Künstler: Kopfbild von Philipp Kilian (1628–1693), Augsburg. Kalendarium aus der Druckerei der Witwe des Simon Utzschneider, Augsburg. Signaturen: „Philipp Kilian sculps.“ oben rechts; „Augsburg/ gedruckt bey Simon Utzschneiders/ Hoch=Fürstl: Bischöffl: Buchdruckers Sel: hinderlaßner Wittib.“ unten auf dem Kalendarium.





gurengruppe die Wappen des Konstanzer Fürstbischofs Marquard Rudolf von Rodt (reg. 1689–1704), rechts des Dompropstes Alexander Sigismund Pfalzgraf bei Rhein, links das Wappen des Konstanzer Domkapitels. Unterhalb des vierspaltigen Kalendariums zwei Vignetten in barocker Rahmung: oben die Südwestansicht des Konstanzer Münsters mit der Mariensäule; darunter die zeichenhafte Vogelschaudarstellung der Insel Reichenau, von Schloss Hegne (beide von Norden gesehen) und des Augustinerchorherrenstifts Öhningen. 23 Personen- und ein Blindwappen fassen Kalendarium und Vignetten ein.

Der Kalender zeigt das Grundblatt in seinem ersten Geltungsjahr. Der Vorläufer war mit dem Tod von Bischof Franz Johann von Prassberg 1689 unbrauchbar geworden. Das Domkapitel beschloss am 1. Juni 1691 die erneute Verwendung der vorhandenen Kupferplatten und das Aufkleben des neuen Kalendariums für 1692. Besonders auffällig sind die Größe und Platzierung der Wappen im Kopfbild. An repräsentativer Stelle und den Maßstab der bekrönenden Heiligenfiguren aufnehmend, macht der Fürstbischof seinen geistlichen und weltlichen Herrschaftsanspruch eindrücklich geltend.

1540, 1534 bzw. 1591 waren die Klöster Reichenau und Öhningen sowie Hegne dem Bistum Konstanz inkorporiert worden. Der Wappenkalender von 1691 zeigt sie als dem Konstanzer Hochstift zugehörigen Besitz. Faktisch wie kompositorisch unterstehen Reichenau, Öhningen und Hegne der Konstanzer Münsterkirche. In diesem Sinne sind nur die wichtigsten Reichenauer Bauten zeichenhaft wiedergegeben: der ummauerte Mittelzeller Klosterbereich als das geistliche Zentrum der Insel; die Pfalz, die Fuggersche Kanzlei und die dem Münster westlich gegenüberliegenden Herrenhöfe als Bereiche der geistlich-weltlichen Verwaltung; die Mittelzeller Pfarrkirche St. Johann (ursprünglich 10. Jahrhundert, im 19. Jahrhundert abgebrochen) als Zeichen der kirchlichen / bürgerlichen Gemeinde Reichenau.

Eigentümlich sind die Anordnung des Mauergevierts der im 14. Jahrhundert durch die Konstanzer Fischerzunft zerstörten Burg Schopflen (eigens bezeichnet) und das Fehlen der Stiftskirchen St. Georg sowie St. Peter und Paul. Neben der real bestehenden Sichtbeziehung Hegne/Reichenau wird ein topographischer Bezug der Insel zu dem mehr als 12 km Luftlinie südwestlich gelegenen Öhningen auf der Höri konstruiert. Fürstbischof von Rodt reklamiert auf diese Weise seinen Machtanspruch für den Bereich des gesamten Untersees.

Von denkmalkundlichem Interesse ist die Wiedergabe des zeitgenössischen Bestandes der Reichenauer Gebäude und des Klostersgartens (Abb. 5). Wichtig insbesondere auch deshalb, weil das Aussehen der Kirche St. Johann ausschließlich in historischen Darstellungen überliefert ist. Fraglich bleibt jedoch, über wie viel Ortskenntnis der Augsburger Künstler aus eigener Anschauung verfügte. Möglicherweise diente ihm das Pirminbild als Vorlage. Offensichtlich war Kilian statt an einer topographisch genauen Aufnahme von Gebäuden und Landschaft mehr an der Umsetzung der (Selbst-)Darstellungsabsicht der Auftraggeber gelegen. So war er wohl über die Existenz, aber nicht über die Gestalt des Kanzleigebäudes nördlich des Münsters unterrichtet. Bemerkenswert ist, dass die bis heute erhaltenen Freiflächen im Bereich von Münster, Konvent und Herrenhöfen (Burgstraße), die Ruine Schopflen und die Mittelzeller Schiffsanlegestelle „Herrenbruck“ Berücksichtigung finden.

### Gemarkungsplan der Insel Reichenau von 1707

Bei dem Gemarkungsplan handelt es sich um ein sehr frühes Beispiel einer detaillierten Landschaftskartierung (Abb. 6). Er entstand noch vor der topographischen Landesaufnahme der Markgrafschaft Baden, die ab 1761 erfolgte. Daneben ist der Plan die früheste erhaltene kartographische

*5 Detail des Wappenkalenders: die „Untersee-Vignette“ mit Reichenau und Öhningen sowie Hegne im Vordergrund. Norden ist unten.*

Aufnahme der Insel Reichenau. Er dürfte auf genauer Vermessung beruhen. Im Maßstab von etwa 1:4700 (unten links angegeben) zeigt das Blatt im Hauptbild den genordeten Plan der Reichenau. Am unteren Bildrand sind in sechs, zur mittleren Kompassscheibe hierarchisch ansteigenden Vignetten Einzelbauten und Gebäudegruppen wiedergegeben und mit Legenden versehen. Ungewöhnlich für die Gattung ist in der oberen rechten Ecke des Blattes eine kleine genordete Karte des Bodenseeraumes im Maßstab 1:480000 eingefügt.

Mit seinem auffallend kleinen Wappen an zentraler Stelle gibt sich der Konstanzer Fürstbischof Johann Franz von Stauffenberg (reg. 1704–1740) als Auftraggeber zu erkennen. Anlass des Auftrags war wohl eine Bestandsaufnahme des fürstbischöflichen Besitzes, also weniger repräsentative als administrative Zwecke. Die kleine Karte oben rechts setzt die Reichenau in Beziehung zur Bodenseeregion. Die Vogelschau-Vignetten geben wieder, was die Planprojektion nicht leisten kann: Ansichten der wichtigsten Gebäude.

Der Gemarkungsplan ist ein eindrückliches Zeugnis für die zeitgenössische Wahrnehmung und Bedeutung der Reichenau als kultivierte Landschaft. Er dokumentiert die Bodennutzung und Siedlungsstruktur der Insel im frühen 18. Jahrhundert. Die Darstellung unterscheidet sorgfältig zwischen Rebflächen, Ackerland und Wiesen. Dabei geht die Detailtreue bis hin zur Beachtung der Wuchs- und Pflugrichtung. Wasserläufe sind ebenso eingetragen wie etwa das Wegenetz.

In der Reihe der Einzelansichten treten die des geistlichen und weltlichen Zentrums Mittelzell kompositorisch besonders hervor. Die beiden

größten mittleren Vignetten zeigen links das Pfalzgebäude mit der Kapelle St. Pelagius sowie den umfriedeten Bereich der Pfarrkirche St. Johann, „Fürst: Pfalz sambt der Pfarckierch St. Johann“, und rechts „Das Convent und Gottshaus Reichenau“. Einer formalen und inhaltlichen Symmetrie folgend, schließen sich nach außen kleinere Vignetten der Stifts- und Pfarrkirchen in Niederzell (links) und Oberzell (rechts) an. Den äußeren Abschluss der Gruppe von Detailansichten bildet links Schloss Windeck, das in Sichtweite der Niederzeller Kirche liegt. Die kleine Vogelschau rechts zeigt Schloss Königsegg mit heute abgegangenen Ökonomiegebäuden. Alle Vignetten beziehen die unmittelbare Umgebung der Bauten – Rebflächen, Gärten und Wege – mit ein. Damit liefern sie gleichsam den Beweis für die direkte Anbindung der Gebäude, insbesondere der Kirchen, an die landwirtschaftlichen Flächen.

Im Gegensatz zu dem nur 16 Jahre älteren Wappenkalender zeigt der Gemarkungsplan annähernd die tatsächliche Gestalt der Insel als Herrschaftsbereich des Konstanzer Fürstbischofs. Die sachliche Bestandsaufnahme begründet seinen herausragenden denkmalkundlichen Quellenwert. Er dient als Beleg für die flächendeckende landwirtschaftliche Erschließung und Nutzung der Reichenau zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Bezeichnend ist die detaillierte Wiedergabe der Agrarlandschaft. Die Gebäude sind als rote Flächen verzeichnet. Auch auf die Kirchen wurde größte Sorgfalt verwendet: Der Plan gibt ihre Grundrisse wieder, wenn auch bisweilen fehlerhaft. Teile des heutigen Wegenetzes lassen sich bis 1707 zurückverfolgen. Kontinuität in Bebauung

6 Gemarkungsplan der Insel Reichenau von 1707: Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Generallandesarchiv Karlsruhe (H/Reichenau 1). Ohne Titel, Künstler unbekannt. Kolorierte Feder- und Pinselzeichnung. Papier, auf Leinwand aufgezo-gen. Maße: 58 x 112,5 cm. Datierung: In der unteren Mitte „1707“. Genordet.





7 „Das Schloss Hegne, und die Insel Reichenau im Bodensee von der Mitternachtseite.“ Konstanz, Rosgartenmuseum, Inv. Nr. T90. Kolorierte Umrissradierung auf gelblich-grauem Papier. Maße: 31,9 x 44,7 cm. Künstler: Johann Thomas Hauer (1748 Sommerein – 1820 Augsburg ?), Kupferstecher, Zeichner und Bildhauer. Nach einer Zeichnung von Felix Speth, Konstanz.

und Bewirtschaftung vom 18. Jahrhundert bis heute lassen sich aber nur bedingt belegen. Gesichert ist dagegen die Siedlungskonzentration in Mittelzell. Plan und Vogelschau registrieren das bis heute charakteristische Verhältnis von Bebauung und Freiflächen im Bereich Münster, Burgstraße und Herrenhöfe. Der Gemarkungsplan diente in diesem Zusammenhang als ergänzende Begründung für die Ausweisung Mittelzells als Gesamtanlage (s. o.).

Eine wichtige denkmalkundliche Quelle bietet die Erfassung des barocken Klostersgartens, auch wenn Plan und Vignette im Detail voneinander abweichen. Die Öffnung in der Ummauerung und der Weg durch den Garten entsprechen der heutigen Situation. Auch die Lage der Friedhöfe in Nieder-, Mittel- und Oberzell ist bis heute tradiert. Mit unterschiedlichem Erkenntnisinteresse kann der Plan immer wieder neu befragt und zu Vergleichen mit der heutigen Situation herangezogen werden. Der hervorragende Erhaltungszustand und die realistische Wiedergabe selbst kleinster Einzelheiten machen den Gemarkungsplan so zu einer unschätzbaren Arbeitsgrundlage für aktuelle denkmalpflegerische Aufgaben wie Planungsberatung, Inventarisierung sowie Bau- und Kunstdenkmalpflege auf der Reichenau.

### „Das Schloss Hegne, und die Insel Reichenau im Bodensee von der Mitternachtseite“, um 1785

Die Vedute ist Teil einer Reihe von Einzelblättern desselben Motivs (Abb. 7). Diese unterscheiden

sich im Wesentlichen in der Art der Farbgebung. Hinter der Hegner Schlossanlage ragt die Insel Reichenau aus dem Untersee empor. Am Horizont leiten das Thurgauer Hügelland mit Ermattingen und der sich zum Fluß verjüngende Seerhein den Blick in die Tiefe des Rheintals. Von rechts schiebt sich die Höri-Halbinsel mit Horn in das Bild.

Im unteren Teil des Blattes findet sich die zweisprachige Beschriftung: „Hegne, Château et l’île de Reichenau dans le Lac de Constance, du Coté du Nord – Das Schloss Hegne, und die Insel Reichenau im Bodensee von der Mitternachtseite“. Dem sachlichen Titel steht die durchaus schon romantische Bildsprache der Vedute entgegen. Insbesondere der Vergleich mit den weiteren Blättern der Reihe macht deutlich, dass dem Künstler im vorliegenden Beispiel an der Inszenierung der Reichenau gelegen war. Hierfür setzt er folgende künstlerische Mittel ein: Das differenzierte Kolorit bezieht die Reichenau mit ihren verschiedenen Grünschattierungen spannungsreich auf die tonig rot-bräunliche Ansicht von Schloss Hegne. Die Wasseroberfläche des Untersees spiegelt das Blau des Himmels und die Silhouette der Insel. So erhält diese einen schwebenden Charakter. Das Licht fällt von links, von Südosten, ein, wird von den Bauten reflektiert und schafft Helldunkel-Kontraste. In scharfer Detailzeichnung hebt sich die Reichenau von der Landschaft des Hintergrunds ab, über den sich der bläuliche Schleier der Luftperspektive breitet. Zu der herbstlichen Stimmung trägt nicht zuletzt die Dramatik des Himmels bei, mit der Abfolge von strahlendem

Blau, weiß leuchtenden Wolkenbergen und dunklen Gewitterwolken.

Hauer komponiert Landschaft und Architektur der Reichenau im Hinblick auf eine gesteigerte Wirkung. Er überzeichnet die Höhenentwicklung des Geländes und hebt den Mittelzeller Klosterkomplex unmaßstäblich hervor. Damit ermöglicht er es dem Betrachter, die Reichenau als Klosterinsel zu identifizieren. Die Kirchtürme und der Volutengiebel der Pfalz setzen in der Inselkontur rhythmische Akzente. Am Schweizer Ufer entfalten die Bauten von Arenenberg, Salenstein und Sandegg durch ihre exponierte Lage auf den Hügelkuppen eine beeindruckende Fernwirkung.

Die markantesten Reichenauer Gebäude werden aufgelistet (von links nach rechts): St. Georg in Oberzell, Schloss Königsegg, St. Johann, das umfriedete Kloster in Mittelzell und die Pfalz, St. Peter und Paul sowie Schloss Windeck in Niederzell. Im Gegensatz zu der detailreichen Wiedergabe von Schloss Hegne mit seinen Ökonomiegebäuden hält Hauer sich bei der Darstellung der Reichenauer Bauten nicht streng an das zeitgenössische Erscheinungsbild, z. B. mit dem überzähligen Giebel am Mittelzeller Neuen Konvent. Er reduziert die Gebäude auf ihre wesentlichen Merkmale wie die Orientierung und Ausdehnung der Kirchenschiffe und das hohe Aufragen der Türme. Schopflen liegt noch unverbunden vor der Hauptinsel, die Ruine fehlt. Vereinzelt ist eine Streusiedlung zu erkennen. Der stilisierten Reichenaulandschaft mit ihren Baumreihen und bewirtschafteten Flächen verleiht Hauer den Charakter eines Landschaftsgartens.

Der Künstler behandelt Gelände und Architekturen gleichwertig, sein Interesse gilt dem harmonischen Zusammenspiel von Landschaft und Bauwerken sowie der Einbettung der Reichenau in ihre Umgebung. Er nimmt die Fernwirkung der freistehenden Gebäude als einen ästhetischen Wert wahr. Die unverstellte Sicht auf die Reichenauer Kirchen beschreibt er als unverwechselbares Merkmal der Inselansicht.

Die realistische Beschreibung des Bildgegenstandes ergänzt Hauer um charakteristische Stimmungswerte. Kennzeichnend für die Bodenseelandschaft sind ja eben die durch die spiegelnde Wasseroberfläche hervorgerufenen Licht- und Farbspiele. Dieses Phänomen kommt der zeittypischen Vorliebe für das ideale Aufladen der Landschaft entgegen. Ein Vergleich der Einzelbilder der Reihe zeigt, wie gleichzeitig mit der kirchenpolitischen Umdeutung der Reichenau veränderte Bildformulierungen für die Insel entstehen. Der romantischen Landschaftsauffassung entsprechend setzt Hauer mit seiner Reichenau-Vedute neue Akzente, die sich mit der spezifischen Atmosphäre des Ortes beschäftigen. Nach der

Wiederbelebung der Reichenau als Wallfahrtsort in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verlor sie zu Zeiten der Veröffentlichung des Blattes stetig an Bedeutung. Vor diesem Hintergrund zeigt Hauer die Reichenau nicht nur als Klosterinsel, sondern auch als topographische Gesamtheit mit Sichtbezug zur Umgebung. Bemerkenswert ist das Festhalten an der Bildtradition in Form des etablierten Standortes, dem Blick über Hegne auf die Insel. Vergleiche mit heutigen stilisierten Darstellungen wie dem offiziellen Reichenau-Logo und Ansichtskarten zeigen, dass Hauer bzw. der Zeichner Speth, mit ihrer Inselansicht der Herausbildung einer reduzierenden Wahrnehmung Vorschub leisteten: die Reichenau als „Gemüseinsel mit den drei Kirchen“.

### „Die Insel Reichenau mit ihren Umgebungen“, um 1838

Seit dem Biedermeier wählte man für die Bildgattung der Sammelbilder, auch „Quodlibet“ genannt, Städte und Landschaften als Thema. Die Sammelbilder beziehen ihren Reiz aus der Zusammenschau einer Gesamtansicht im Mittelbild und kleinen Detail- und Einzelansichten, die meist symmetrisch um das zentrale Bild gruppiert sind. Das Medium der Lithographie ermöglichte Produktion und Vertrieb großer Auflagen. Als Vorläufer der Ansichtskarte waren solche Sammelbilder als Erinnerungsstücke bei den frühen Bodenseereisenden sehr beliebt.

Das Blatt von 1838 ist Teil einer Reihe von Sammelbildern zur Bodenseelandschaft (Abb. 8). Das Hauptbild zeigt die Insel Reichenau von Westen inmitten ihrer naturräumlichen Umgebung. Der Zeichner wählte einen Standort auf der Halbinsel Höri, oberhalb des Ortes Horn, dessen Kirche rechts aus dem Grün eines Wäldchens emporragt. Die Reichenau erstreckt sich als sanfte Erhebung im Untersee. An den umliegenden Ufern sind links Allensbach und rechts das Thurgauer Hügelland auszumachen. Den Horizont bildet das Panorama der Alpenkette, vor dem sich die Stadtsilhouette von Konstanz abzeichnet. Fünf der 13 rahmenden Detailansichten thematisieren die Reichenau. Die drei oberen (von links nach rechts): bez. „Aussicht v. Belvedere a. d. I(nsel) Reichenau geg. Morg(en)“; „Kloster Reichenau“; „Aussicht v. Belvedere a. d. I(nsel) Reichenau geg. Ab(en)d.“. Links unten stellt ein Randbild „Schloss Hegne“ dar, mit Blick über Untersee und Reichenau, links ist die Südwestansicht der Ruine Schopflen zu erkennen.

Das Sammelbild präsentiert die „Insel Reichenau mit ihren Umgebungen“ als eine räumliche und ästhetische Einheit, deren Schönheit in ihrer Vielfalt begründet ist. Jede der einzelnen Veduten er-



8 „Die Insel Reichenau mit ihren Umgebungen“. Konstanz, Rosgartenmuseum. Lithographie in Blaudruck, koloriert. Maße: 38,5 x 49,5 cm. Künstler: Johann Andreas Pecht, nach Zeichnungen von Friedrich August Pecht. Bez.: untere Blatt- randmitte „Lithographie und Verlag der Pechtischen Kunsthandlung in Konstanz“.

gänzt die sachliche Landschafts- und Gebäudeschilderung um romantische Versatzstücke, wie die die Bildfelder rahmenden Bäume. Genrehafte Figurenszenen, etwa der Wanderer und das Bauernmädchen mit den Ziegen, dienen der „Veredlung“ der Ansichten im Sinne der Landschaftsauffassung des Biedermeier.

1803 säkularisiert, spielte Reichenau 1838 als Kloster im Bodenseeraum keine Rolle mehr. Umso bemerkenswerter ist, dass man der Insel mit einem eigenen Sammelbild besondere Aufmerksamkeit widmete. In der zentralen Gesamtansicht kommt der Inselcharakter zur Geltung. Die grüne Erhebung des Geländes im Blau des Untersees sowie das Phänomen der Spiegelungen auf der Wasseroberfläche unter der Weite des sommerlichen Himmels werden als darstellungswürdig empfunden.

Ungewöhnlich in der Fülle der Reichenaudarstellungen ist die Nordostansicht des Mittelzeller Klosterbereichs im oberen Randbild. Diese Perspektive bietet den Vorteil, das Nebeneinander verschiedener Zeitschichten am baulichen Bestand zu zeigen: das karolingische Ost- und das frühromanische Westquerhaus mit zeitgleichem Turm, den gotischen Chor sowie das renaissancezeitliche Neue Kloster. Daneben mag die zeittypische Vorliebe für die Gotik als den „deutschen Stil“ eine Rolle gespielt haben. Die flankierenden Landschaftsprospekte nennen das „Belvedere“ als Betrachterstandort. Hier handelt es sich um einen „Aussichtsturm“ am höchsten Punkt der Insel, heute Hochwart genannt. Wie das Mittelbild

geben die beiden Einzeldarstellungen einen Eindruck von der zeitgenössischen Wahrnehmung der Streusiedlung auf der Reichenau. Mit der Kirche St. Georg links und dem Schloßchen Königsegg rechts werden zwei markante Bauten unaußstächlich hervorgehoben. Sie dienen mit ihren Türmen als motivischer Blickfang der beiden Landschaftsprospekte, zeigen doch die anderen Randbilder fast ausschließlich Einzelgebäude. Die Art der Darstellung der bewachsenen, sich im See spiegelnden Ruine Schopflen entspricht dem Phänomen der Burgenromantik, das im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Burgen, Schlösser und Ruinen ideologisch auflud. Solche Bauten galten als Denkmäler der deutschen Geschichte, in denen sich ein verklärtes Mittelalter manifestierte. Mit dem Blick über Schloss Hegne auf Untersee, Reichenau und das Schweizer Ufer greift der Zeichner auf die bereits etablierte motivische Bildformulierung zurück. Dem Maßstab entsprechend spielen die Baudenkmäler der Reichenau hier eine untergeordnete Rolle.

Mit der endgültigen Aufhebung des Klosters und dem damit einhergehenden Bedeutungsverlust erfährt die Insel Reichenau im 19. Jahrhundert eine Umdeutung in ihrer Wahrnehmung. Einst war die gesamte Insel Klosterbereich, in ihrem baulichen wie landwirtschaftlichen Bestand. Nun, um 1838, reduziert sich die Darstellung des „Klosters Reichenau“ auf das Münster in Mittelzell mit dem Konventsanbau des frühen 17. Jahrhunderts. Viele der baulichen Zeugnisse des Klosterbetriebs sind zu diesem Zeitpunkt tatsächlich

bereits abgebrochen. Stattdessen gerät der topographisch höchste Punkt zum neuen Blickfang innerhalb der Inselform. Auf der Hochwart war im Erscheinungsjahr des Sammelbildes ein Lusthaus mit Belvedere errichtet worden; dies ist auch Ausdruck einer veränderten Landschaftswahrnehmung. Figuren, Gebäude und Bewuchs werden zu Requisiten der Biedermeierlandschaft, des Bodenseeraumes als Reise- und Erholungslandschaft.

### Mehr als eine Ansichtskarte ...

Die historischen Ansichten der Insel Reichenau sind wichtige denkmalkundliche Quellen, mit deren Hilfe komplexe Zusammenhänge aufgezeigt werden können. Über ihre rein sachliche Dokumentation von Daten und Fakten hinaus können sie auch im Hinblick auf die historische Wahrnehmung von Landschaft und Architekturen befragt werden. Kontinuität und Wandel in Bestand und Wahrnehmung offenbaren sich überhaupt erst im Vergleich verschiedener Zeitschichten. Bei konkreten Veränderungswünschen tragen die vorgestellten historische Ansichten dazu bei, den Beteiligten die denkmalpflegerischen Anliegen näher zu bringen.

Die Lage der Reichenau ist bemerkenswert, da sich die Insel dem Betrachter von den ringsum liegenden Ufern in zahlreichen Ansichten präsentiert. Von dort erfasst der Betrachter Landschaft und Gebäude als klar umrissene räumliche Einheit mit unverwechselbarer Silhouette. In einzigartiger Weise markieren die drei großen Kirchen die Lage der Reichenauer Ortsteile Mittel-, Ober- und Niederzell.

Für ihre Ansichten wählten die Künstler im Lauf der Jahrhunderte immer wieder ähnliche Standorte. Viele der tradierten Aussichtspunkte können heute noch aufgesucht werden. Vor Ort kann sich der Besucher im Wortsinn ein Bild von der Kontinuität der Blickbeziehungen und Sichtachsen machen. Ihnen kommt eine hohe Bedeutung für die Einbindung des Welterbes „Klosterinsel Reichenau“ in die Kulturlandschaft des Untersees zu.

Die Auseinandersetzung mit den historischen Ansichten macht aber auch deutlich, wie sich über Jahrhunderte die Vorstellung von der Reichenau und ihr Erscheinungsbild in wechselseitiger Beeinflussung verändert haben. Eine starke Zäsur brachte die Zeit der Säkularisation. Die Abbruchmaßnahmen in Folge dieses Ereignisses beschädigten das gewachsene Erscheinungsbild der Insel und verliehen ihr ein neues Gesicht. Ein andauernder Veränderungsprozess vollzieht sich mit der Einrichtung der Glashäuser seit den 1920er Jahren bis in die Gegenwart. Darin manifestiert

sich auch der Übergang vom traditionellen Wein- zum Gemüseanbau. Umso wichtiger erscheint es heute, die Öffentlichkeit für die noch verbliebenen überlieferten Elemente und Strukturen, die Wertigkeit von historischen Gebäuden und Freiflächen zu sensibilisieren. Der Beitrag zum Schutz der Umgebung von St. Georg in Oberzell im Nachrichtenblatt 4/2004 (E. Roth) zielt in diese Richtung. Als weiteres Instrument der Sensibilisierung könnte beispielsweise eine Ausstellung historischer Reichenau-Ansichten dienen, deren Grundlagen hier geliefert wurden.

Die derzeitige Kontroverse um das Welterbe Kölner Dom, dessen „visuelle Integrität“ das UNESCO-Welterbekomitee durch geplante Hochhausbauten gefährdet sieht, zeigt Aktualität und Dringlichkeit einer offensiven Aufklärungsarbeit seitens der Denkmalpflege. Ziel ist es, die Objekte des Weltkulturerbes in ihrer einzigartigen Charakteristik zu bewahren und im Sinne einer Kontinuität, die sich anhand historischer Darstellungen aufzeigen lässt, fortzuentwickeln. Dies gilt auch für das Welterbe Reichenau. Die heutige Wahrnehmung der Insel Reichenau bis zur Ebstorfer Weltkarte zurückzuerfolgen ist nicht „Ansichtssache“, sondern wichtiger Bestandteil des denkmalpflegerischen Auftrags.

### Literatur:

- Ebstorfer Weltkarte: Hahn-Woernle, B. Die Ebstorfer Weltkarte. Ebstorf 1987. Stuttgart 1993, 2. Aufl.  
Wilke, J. Die Ebstorfer Weltkarte. Bielefeld 2001.  
Pirminbild: Schefold, Max: Alte Ansichten aus Baden. Katalogband. Weißenhorn 1971, Nr. 32367.  
Wappenkalender: Hofmann, Franz: Ruhmesblätter; Barocke Wappenkalender aus Oberschwaben von Konstanz bis Ulm. Tettnang 2003.  
Gemarkungsplan: Landkarten aus vier Jahrhunderten. Katalog zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe im Mai 1986. Karlsruhe 1986.  
„Das Schloss Hegne, und die Insel Reichenau im Bodensee von der Mitternachtseite“ sowie „Die Insel Reichenau mit ihren Umgebungen“: Ausstellungskatalog „Der Bodensee in alten Ansichten“. Konstanz 1991.  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe. Arbeitsheft 8. Stuttgart 2001.

*Christine Leukel*

*Dr. Dagmar Zimdars*

*Dr. Peter Schmidt-Thomé*

*Regierungspräsidium Freiburg*

*Referat 25 – Denkmalpflege*

*79102 Freiburg/Breisgau*

# Spannhaken

## Seltene Funde mittelalterlichen Armbrust-Zubehörs

*Armbrüste waren vom ausgehenden ersten nachchristlichen Jahrtausend bis zum Auftreten der frühesten Feuerwaffen im Spätmittelalter die wirkungsvollsten Schusswaffen. Da sie aus überwiegend oder gar ausschließlich vergänglichen organischen Materialien (Holz, Knochen, Horn) hergestellt wurden, sind sie archäologisch nur in seltenen Fällen fassbar. Aber auch von den Gerätschaften, die zu ihrer Bedienung erforderlich waren, brachten Grabungen bisher erst wenige Zeugnisse zum Vorschein.*

Uwe Gross

Trotz verstärkter Ausgrabungstätigkeit der Archäologie des Mittelalters in den letzten Jahren sind so manche Bestandteile der hoch- und spätmittelalterlichen Schutz- und Trutzwaffen noch immer recht wenig bekannt. Das gilt in besonderem Maße auch für die mittelalterliche Armbrust nebst ihrem Zubehör. Schon bald nach ihrem ersten Auftreten in Kontinentaleuropa in ottonischer Zeit, das bislang am sichersten durch eine ins 10. Jahrhundert datierte Miniatur des Haimo von Auxerre bezeugt ist, wurde sie dank ihrer hohen Durchschlagskraft zur wichtigsten mobilen Fernwaffe. So belegen die Schussverletzungen vieler Gefallener aus den nach der Schlacht von Visby auf Gotland (1361) angelegten Massengräbern überaus eindrucksvoll die „panzerbrechende“ Wir-

kung. Ihren Gebrauch gegen Christenmenschen suchte die Kirche seit 1139 mehrmals vergeblich zu ächten – auf den Kreuzzügen gegen Heiden im Vorderen Orient oder im nordöstlichen Europa durfte sie dagegen durchaus verwendet werden. Berühmte Spezialisten waren Genueser Armbrustschützen, die oft in fremdem Sold kämpften, so im Hundertjährigen Krieg in Frankreich für England oder für den Deutschen Ritterorden in Ostpreußen.

Am Übergang zur Neuzeit verlor die Armbrust zwar wieder ihre Bedeutung als Kriegsgerät an die neu aufkommenden Feuerwaffen. Aber als geräuschlos funktionierende Jagdwaffe, die noch dazu weit länger als ein Bogen abschussbereit gespannt im Anschlag gehalten werden konnte,



1 Abzugsstange aus Knochen von der Willenburg bei Schiltach, Kr. Rottweil. Detailabbildung: tierkopfförmiger Abschluss.



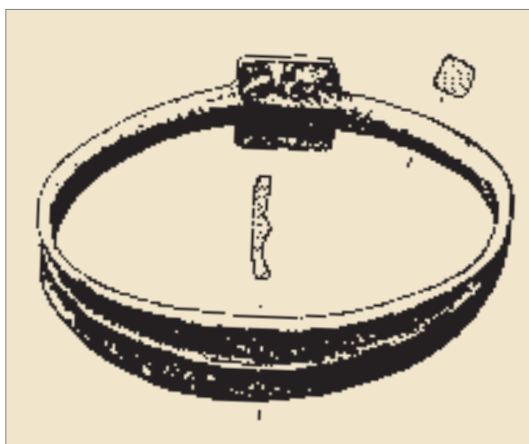
2 Metallene Abzugsstange aus der ehemaligen Niederungsburg von Eschelbronn, Rhein-Neckar-Kreis.



blieb sie noch lange in Verwendung. Auch als Sportgerät von Schützengilden überdauerte sie das Mittelalter, wie in Südwestdeutschland etwa die Schriftüberlieferung für Villingen belegt.

### Armbrustteile

Obwohl es vor etwa 20 Jahren sogar gelang, im Feuchtbodenmilieu (Seeufer) des Lac de Paladru bei Charavines, Département Isère, hölzerne Fragmente einer sehr frühen Armbrust aus der Zeit um die Jahrtausendwende zu entdecken,

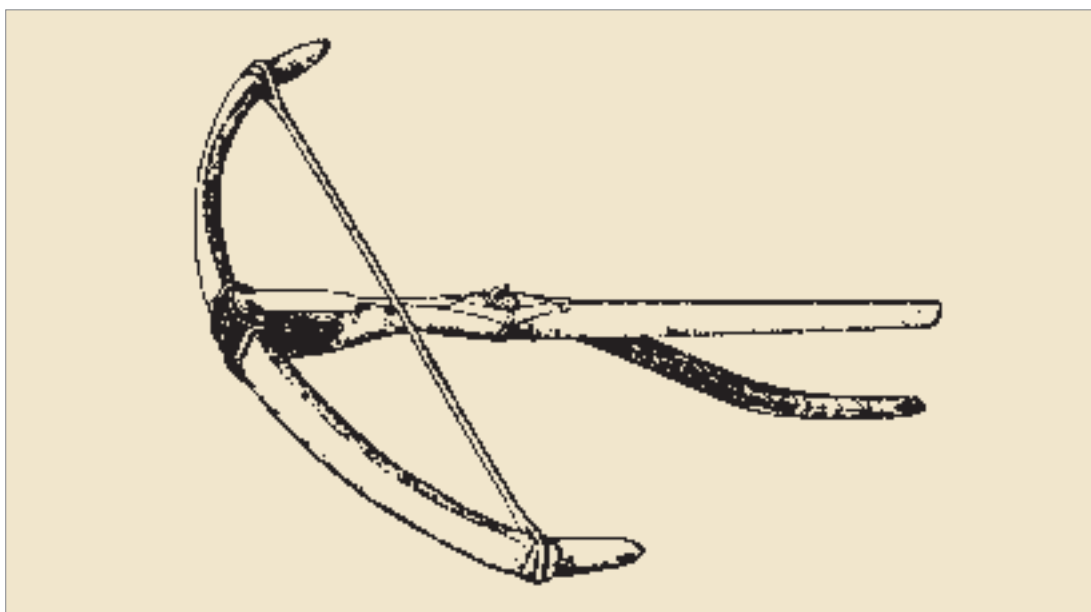


3 Fußbügel von der Alt-Wartburg, Kt. Aargau/CH.

fällt es noch immer sehr schwer, die im Boden eigentlich doch weniger leicht vergänglichen beinernen bzw. metallenen Elemente der „armrust“ nachzuweisen. Seltene archäologische Zeugnisse für das Vorhandensein von Armbrüsten in Südwestdeutschland sind beinerne Abzugsstangen von der Willenburg bei Schiltach (Abb. 1), von Burg Haideck bei Trochtelfingen auf der Schwäbischen Alb oder neuerdings aus Heidelberg. Ein eisernes Gegenstück fand man bei den Grabungen in der Niederungsburg von Eschelbronn im Kraichgau (Abb. 2). Armbrustschlösser aus Bein, so genannte Nüsse, stammen in Baden-Württemberg u. a. aus den Burgen Schauenburg bei Dossenheim an der Bergstraße, Eschelbronn und Hohenschramberg im Schwarzwald.

Ein metallener Fußbügel („Stegreif“) wurde bei Ausgrabungen auf der Alt-Wartburg im schweizerischen Kanton Aargau entdeckt (Abb. 3).

Einzig die metallenen Geschosspitzen haben in nennenswerter Anzahl die Jahrhunderte überdauert, wie Grabungsfunde insbesondere auf Burganlagen immer wieder beweisen. Von Aussehen und Größe der vergänglichen hölzernen Armbrustpfeile zeugen allerdings nur obertägig überlieferte Bestände in Rüstkammern, z. B. im



4 Rekonstruktion einer hochmittelalterlichen Armbrust.



westfälischen Soest mit mehr als 20 000 Exemplaren. Auch zufällige Funde wie jene aus dem Bergfried der Churburg in Südtirol/I (Abb. 5), oder aus Schloss Habsburg, Kt. Aargau/CH (Abb. 6), die sogar teilweise noch ihre originale „Befiederung“ aus Weidenholz besitzen, sind in diesem Zusammenhang zu nennen.

## Spannhilfen

Blatt 396 r der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Abb. 7), des auch als Codex Manesse bekannten Werkes aus dem frühen 14. Jahrhundert, zeigt Herrn Kol von Nüssen auf der Vogelpirsch. Er trägt an einem breiten Gürtel (nicht dem Leibgürtel) außer dem Köcher, aus dem die Köpfe der abgestumpften Jagdbolzen („Prellbolzen“) ragen, an einem herabhängenden Streifen einen hakenförmigen Gegenstand. Zum Spannen seiner Waffe musste er dessen gebogenes Vorderende in die Sehne einhängen, einen Fuß in den Trittbügel am Bogenscheitel setzen und dann durch Strecken des betreffenden Beines die Armbrust so weit von sich wegdrücken, bis die Sehne in die Halterung (Nuss) einrastete. Diesen Vorgang zeigt etwa das Jagdbuch des Gaston Phébus, eine Bildquelle des 14. Jahrhunderts (Abb. 8).

Ein entsprechender einfacher Spannhaken mit mittelständiger Befestigungsöse ließ sich in der Literatur – mit richtiger Deutung seiner ehemaligen Funktion – nur von der Burg Schiedberg in Graubünden/CH auffinden (Abb. 9 a). Zwei einschlägige Stücke aus dem niederösterreichischen Krems und aus Amsterdam waren dagegen in den siebziger bzw. achtziger Jahren als „Schusterahle“ bzw. als „Lichthalter“ in die Kategorie Werkzeug und Gerät eingeordnet worden. Sie unterstreichen damit augenfällig, wie gering noch in jüngerer Zeit die Kenntnis einschlägiger Gegenstände und ihres einstigen Verwendungszweckes war.

Ein Spannhaken mit vergleichbarem, aufgebo-gnem Ende, jedoch mit einem Quersteg statt der Mittelöse, der demnach also nicht fest mit dem Gürtel verbunden gewesen sein kann, kam gleichfalls auf der bündnerischen Burg Schiedberg zum Vorschein (Abb. 9 b). Er hat mehrere doppelzinkige Gegenstücke auf Burg Madeln bei Pratteln, Kanton Basel-Land/CH (Abb. 9 c). Zu den doppelhakigen Spannern, die ein oberständiges Ösenende besitzen, dürfte ein Fundstück aus der hessischen Burg Rodersen, Kreis Wolfhagen, gehören. Dieselbe Ausbildung des Oberteils zur Befestigung am Gürtel zeigt ein beschädigtes, mit Sicherheit einst jedoch nur mit einem Haken versehenes Fundstück aus Burg Wielandstein bei Oberlenningen, Kr. Esslingen (Abb. 9 d).

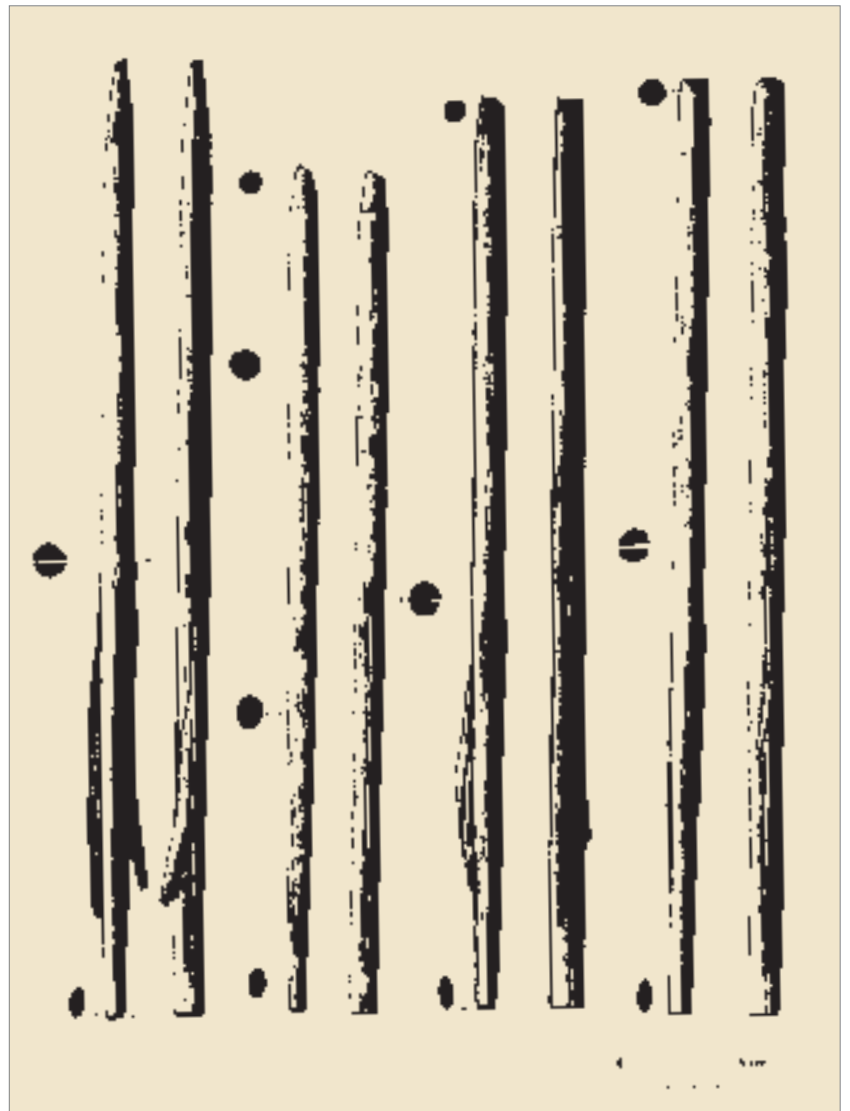
Eine weitere Variante der einfachen Metallspanner ist bedeutend länger als die bisher vorgestellten. Diese bis heute nur von der Weibertreu bei Weinsberg vorliegende Ausführung verfügt über ein schlichtes unteres Hakenende und eine Rechtecköse für die Befestigung (Abb. 9 e).

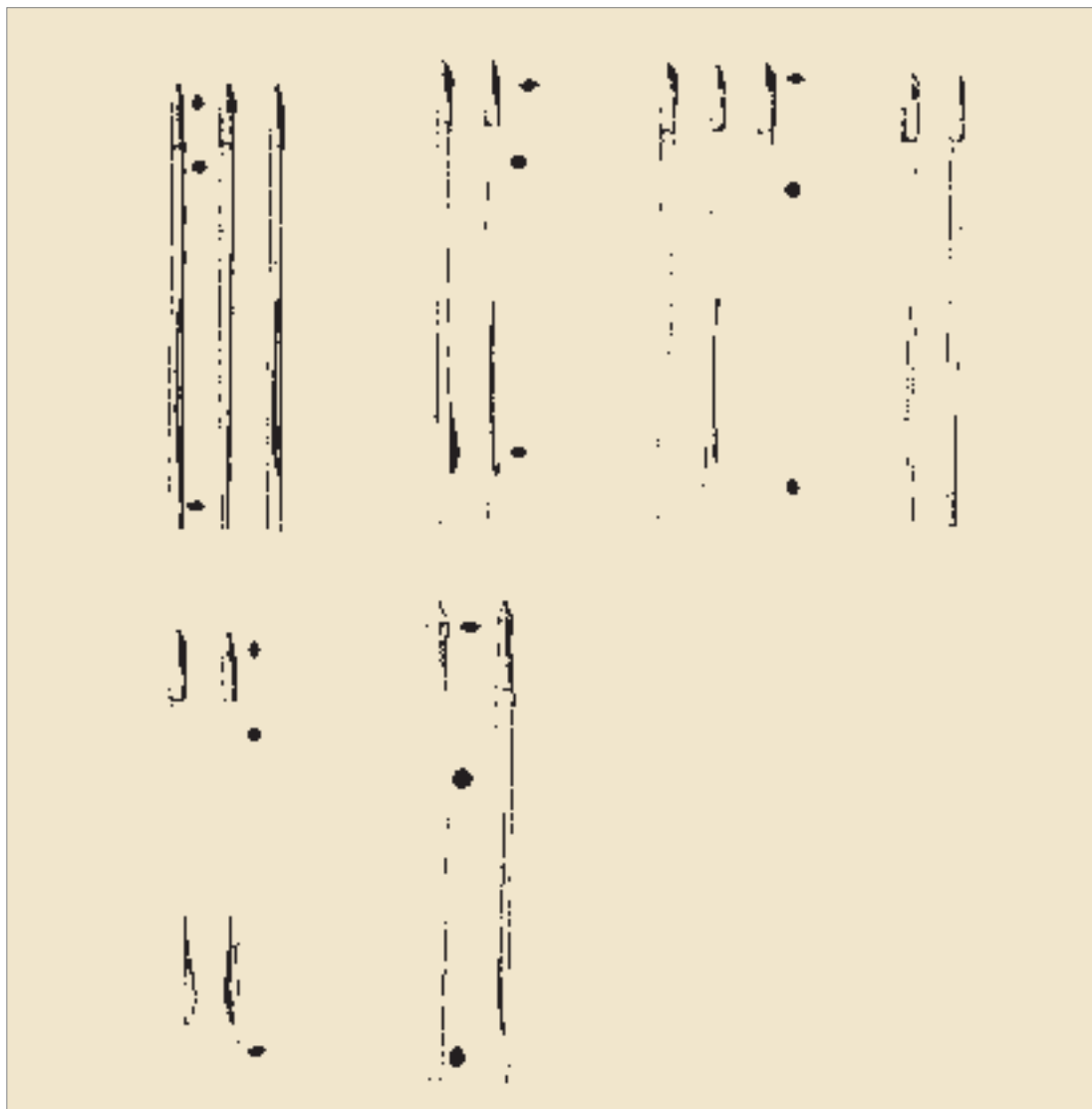
Die am weitesten entwickelte Form der an einem Gürtel getragenen Armbrustspannhilfe war jene des Rollenspanners, wie er auf der Schützenkarte des berühmten Hofämterkartenspiels (Südwestdeutschland, um 1450) zu sehen ist. Seine komplizierte Funktionsweise lässt sich mit Hilfe einer Umzeichnung eines Details aus dem Sebastiansmartyrium in der Kirche von Obermauern in Tirol/A rekonstruieren (Abb. 10).

Archäologische Funde solcher Gerätschaften liegen bislang nur aus Mähren von den Wüstungen Pfaffenschlag (Abb. 11) und Mstenice vor. Für ein Exemplar im Hessischen Landesmuseum Darmstadt ist die Herkunft aus Burg Tannenberg bei Seeheim-Jugenheim an der Bergstraße nicht mit letzter Sicherheit verbürgt.

Was die chronologische Einordnung der vorgestellten Spannhilfen angeht, so ist mit der Ein-

5 Zaine mit Befiederung aus dem Bergfried der Churburg in Südtirol/I. Größte Länge 40 cm.



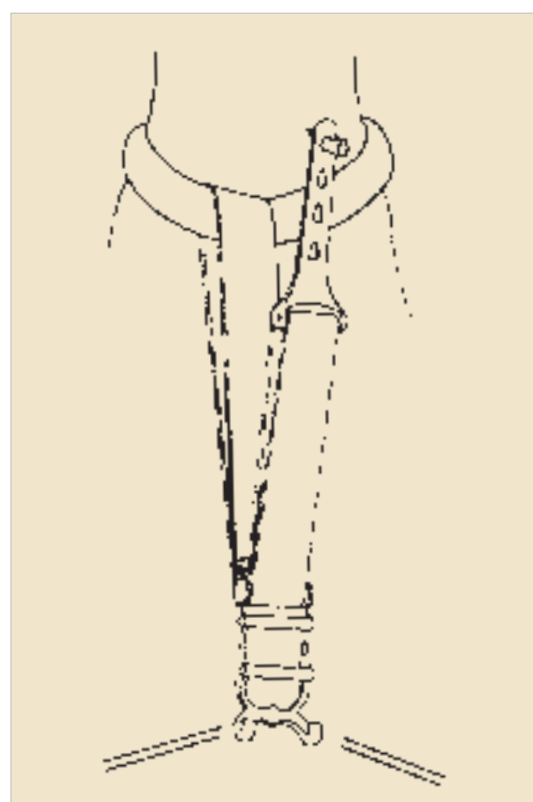


6 Bolzen mit erhaltener Schäftung von Schloss Habsburg, Kt. Aargau/CH. Größte Länge 45 cm.

führung von Stahlbügeln statt der Holz- und Hornbügel bei den Armbrüsten in der Zeit um 1400, mit der das Spannen durch mechanische Kurbeln oder Winden einherging, keine sichere zeitliche Obergrenze fassbar.

Man muss, wie bereits angesprochen, wohl ein gewisses Weiterleben der älteren Armbrustform, als Jagd- und Sportwaffe, und damit auch der hier behandelten Spanner in Rechnung stellen. Für einige der angeführten Objekte sind frühere Datierungen allerdings gesichert oder zumindest wahrscheinlich. Für den Fund aus Burg Rodersen in Oberhessen ist durch die Auffassung der Anlage im Jahre 1268 ein Anhaltspunkt schon für das 13. Jahrhundert vorhanden. Gleiches gilt auch für die Spanner aus Burg Madeln bei Pratteln. Diese Anlage zählt zu jenen nordwestschweizerischen Burgen, die dem Erdbeben von 1356 zum Opfer fielen und danach nicht wieder aufgebaut wurden. Die Bilder der Manessischen Liederhandschrift datieren ebenfalls ins frühe 14. Jahrhundert.

Für die Frühzeit der Armbrustverwendung scheinen Spannhaken noch nicht belegbar zu sein.



10 Rollenspanner. Detailumzeichnung aus einem Fresko des Simon von Taisten in der Kirche von Obermauern in Tirol, 1484.

Auch auf der eingangs angeführten Miniatur des Haimo von Auxerre fehlen sie (wie man die Waffe ohne dieses Hilfsmittel in schussbereiten Zustand versetzte, erklärt eine späte Darstellung des Israel van Meckenem aus dem 15. Jahrhundert: Der Schütze stemmte sich mit beiden Beinen gegen die Innenseite des Bogens und zog die Sehne mit den bloßen Händen zur Nuss).

Sollte das erwähnte Stück in Darmstadter Museumsbesitz wirklich von Burg Tannenberg an der Bergstraße herrühren, so stellte es den ältesten Beleg für die kompliziertere Art des am Gürtel getragenen Armbrustspanners (Rollenspanner) dar, denn die Zerstörung dieses Raubritternestes durch eine militärische Allianz unter Führung der Reichsstadt Frankfurt ist für das Jahr 1399 überliefert.

### Literatur

J. M. Baart, *Opgravingen in Amsterdam. 20 jaar stads-kernonderzoek* (Amsterdam 1977).

E. Harmuth, *Belt-spanners for crossbows*. In: R. Held (Hrsg.), *Art, arms and armour. An international anthology*. Vol. I: 1979–80 (Chiasso 1979) 100ff.

E. Harmuth, *Die Armbrust: ein Handbuch* (Graz 1986).

E. Harmuth, *Die Armbrustbilder des Haimo von Auxerre*. *Zeitschrift für historische Waffen- und Kostümkunde* 12, 1970, 147ff.

H. Harter, *Zur Identifizierung des „Beinstabs“ von der Willenburg bei Schiltach*. *Die Ortenau* 73, 1993, 131ff.

J. v. Hefner-Alteneck/J. W. Wolf, *Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen* (Frankfurt a. M. 1850).

M.-L. Heyer-Boscardin/W. Meyer, *Burgenforschung in Graubünden. Bericht über die Forschungen auf den Burgruinen Fracstein und Schiedberg*. *Schweizer Beiträge Kulturgeschichte u. Archäologie Mittelalter* 4 (Olten 1977) 51ff.

B. Jenisch, *Armbrustbolzen erzählen Villinger Geschichte*. *Die Armbrustschützengilde im Spiegel archäologischer Funde im Umfeld der Schützenwiese*. *Almanach 1999. Heimatbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises*, 23. Folge, 1999, 135ff.

*Die Kuenringer*. *Ausstellungskatalog* (Zwettel 1981).

R. Marti/R. Windler, *Die Burg Madeln bei Pratteln/BL* (Liestal 1988).

W. Meyer, *Die Burgruine Alt-Wartburg im Kanton Aargau. Bericht über die Forschungen 1966/67*. *Schweizer Beiträge Kulturgeschichte u. Arch. Mittelalter* 4 (Olten 1974).

V. Nekuda, *Pfaffenschlag. Zaniklá stredoveká ves u Slavonic* (Brno 1975).

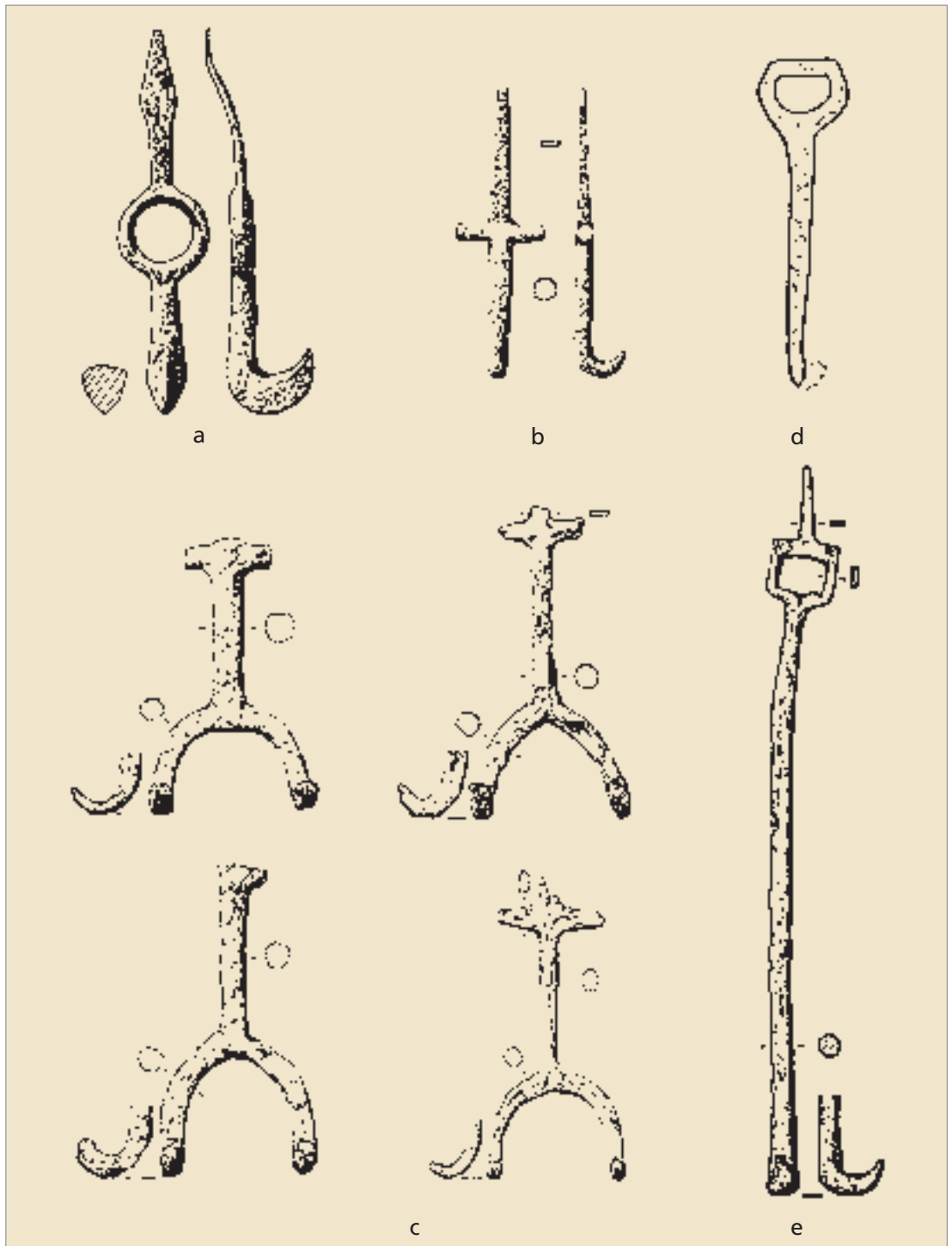
K. H. Schier, *Eisenfunde*. *Zeitschrift Verein Hessische Geschichte und Landeskunde* 84, 1974, 155ff.

H. Stadler, *Die archäologischen Forschungen im Zwi-*



7 Bild des Herrn Kol von Nüssen aus der Manessischen Liederhandschrift.

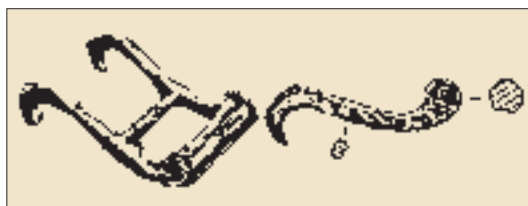
8 Spannen der Armbrust mittels Spannhaken. Szene aus dem Jagdbuch des Gaston Phébus, 14. Jh.



9 Spannhaken aus Burg Schiedberg, Kt. Graubünden/CH (a, b); Burg Madeln bei Pratteln, Kt. Basel-Land/CH (c); aus Burg Wielandstein bei Oberlenningen, Kr. Esslingen (d); Burg Weibertreu bei Weinsberg, Kr. Heilbronn (e).

schenboden des Kapellenturms von Schloß Tirol. In: Das Geheimnis der Turris Parva. Spuren hochmittelalterlicher Vergangenheit in Schloß Tirol. Nearchos Sonderheft 1 (Innsbruck 1998) 55 ff.

B. Zimmermann, Mittelalterliche Geschossspitzen. Kulturhistorische, archäologische und archäometallurgische Untersuchungen. Schweizer Beiträge Kulturgeschichte und Archäologie Mittelalter 26 (Basel 2000).



11 Rollenspanner aus der Wüstung Pfaffen-schlag in Mähren/CR.

**Dr. Uwe Gross**  
Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen a. N.

# Denkmalporträt



## Zwei Münchner Malerfürsten in Biberach Die Künstlerateliers von Anton Braith und Christian Mali

Als der aus Biberach stammende Maler Anton Braith am 3. Januar des Jahres 1905 in München im Alter von 68 Jahren starb, vermachte er seiner Geburtsstadt seinen umfangreichen Nachlass, bestehend aus Hunderten von Ölgemälden, etlichen Skizzenbüchern, Mappen mit über 1000 Zeichnungen, diversen Möbeln und Kunstgegenständen sowie einem nicht unerheblichen Geldbetrag.

Braith, der auf das Fach der Tiermalerei spezialisiert war, gehörte zu den angesehensten Malern Münchens, dem Zentrum der deutschen Kunstszene des späten 19. Jahrhunderts. Die naturalistische Malerei, wie Braith sie pflegte, hatte sich zum Zeitpunkt seines Todes jedoch längst überlebt und dem Impressionismus Platz gemacht. Mit dem Vermächtnis für die Stadt Biberach dürfte Braith daher die Hoffnung verbunden haben, dass sich sein Nachruhm in der oberschwäbischen Provinz länger erhalten möge als in der bayerischen Metropole mit ihrem regen Kunstleben. Diese Hoffnung hat sich voll und ganz er-

füllt. Das Braith-Mali-Museum in Biberach, eines der bedeutendsten kommunalen Museen in Baden-Württemberg, trägt noch heute seinen Namen und lässt ihm ab 15. Oktober dieses Jahres mit einer Ausstellung anlässlich seines hundertsten Todestages weitere Ehre angedeihen.

Jedoch dürfte Braith wohl kaum geahnt haben, dass es weniger sein künstlerisches Vermächtnis als vielmehr die Ausstattung seiner Atelierräume sein sollte, die seinen Namen unvergessen macht, denn heute gelten diese vier im Jahre 1906 zusammen mit dem übrigen Nachlass nach Biberach transferierten Räume als das einzige nahezu authentisch erhaltene deutsche Künstleratelier des 19. Jahrhunderts.

Genutzt hatte Braith diese Räume gemeinsam mit dem 1832 in Utrecht geborenen Maler Christian Mali, den er während seiner Ausbildung an der Stuttgarter Akademie kennen gelernt hatte und mit dem er seit den 1860er Jahren in einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft verbunden war. Auch Mali, der sich ebenfalls im Tiermalerfach



betätigte, gehörte zu den erfolgreichsten Münchner Malern seiner Zeit, und ebenso wie Braith vermachte er der Stadt Biberach mehrere hundert eigene und fremde Ölgemälde, Ölskizzen, Skizzenbücher, Zeichnungen, Möbel und Kunstgegenstände sowie eine sehr ansehnliche Geldsumme. Am 4. Oktober 1906, nur knapp zwei Jahre nach Braiths Tod, wurde Mali auf dem katholischen Friedhof in Biberach an der Seite seines Lebensgefährten begraben.

Seit 1870 hatten die beiden ein großzügiges Atelierhaus in der Münchner Landwehrstraße besessen. Oft beherbergten sie hier auch weniger begüterte Maler, die sie aus ihrer Studienzeit in Stuttgart kannten. Nicht umsonst war ihr Haus als die „Schwabenburg“ bekannt. Im Atelierhaus trugen sie außerdem eine stattliche Sammlung von Gemälden ihrer Münchner Malerkollegen aus der Schule Carl Theodor von Pilotys zusammen. Die vier später nach Biberach überführten Räume waren denn auch keine eigentlichen Malerateliers. Wie üblich in der Münchner Atelierkultur des späten 19. Jahrhunderts waren sie vielmehr Künstlersalons, die als Sammlungs- und Ausstellungsräume, aber auch für Einladungen, Feste oder Musikabende dienten. Solche gesellschaftlichen Anlässe dürften regelrechte Werbeveranstaltungen gewesen sein, denn in einer Zeit, in der es noch kaum Galerien gab, mussten die Künstler noch selbst um ihre Kunden werben und

dies taten sie offenbar am erfolgreichsten, indem sie die spätere Hängung der Gemälde gewissermaßen vorwegnahmen und sie inmitten einer fast ebenso prunkvollen Umgebung präsentierten wie sie die Palais und Villen der betuchten Kundschaft zu bieten hatte. Zudem boten die mit Kunstwerken, Antiquitäten und Sammlungsgegenständen aus exotischen Ländern ausgestatteten Salons für die Künstler auch eine gute Gelegenheit, ihrem Publikum – sicherlich nicht ohne Hintergedanken – eine Kostprobe ihres erlesenen Geschmacks und ihrer enzyklopädischen Bildung zu geben.

Daher sind auch die Biberacher „Künstlerrateliers“, die etwa 1000 Einzelgegenstände enthalten, nicht nur mit etlichen Bildern – sowohl Braiths und Malis als auch anderer Künstler – dekoriert, sondern mit einer überbordenden Menge von weiteren Ausstattungsstücken. So wird der Wandschmuck aus Gemälden ergänzt von Kupferstichen, Lithografien, Gipsreliefs und einigen Klosterarbeiten. Das Mobiliar umfasst Truhen im Stil der deutschen Renaissance ebenso wie französische Konsoltische aus dem Barock, italienische Stablenstühle und alpenländische Bauernmöbel. Auf den Möbeln und auf frei im Raum stehenden Podesten sind etliche Kunstgegenstände zu bewundern und auf umlaufenden Wandborden stehen Krüge aus Fayence, Ton oder Zinn und anderes vermeintliches Gebrauchsgerät. Und

nicht zuletzt gibt es auch Gegenstände, die auf die Funktion als „Künstlerateliers“ hinweisen, nämlich eine Staffelei mit Pinseln und anderen Malergerätschaften sowie verschiedene Requisiten, welche die beiden Künstler vielleicht als Vorlagen für ihre Gemälde benutzten, so etwa die Tierplastiken des Bildhauers Sebastian Habenschaden oder eine Kuhglocke aus Tirol.

Abgesehen von einigen baulichen Anpassungen an die örtlichen Gegebenheiten, sind die vier heute im Biberacher Braith-Mali-Museum eingebauten „Atelierräume“ noch weitgehend im ursprünglichen Zustand. Nur dem glücklichen Umstand ihrer zeitgenössischen Überführung nach

Oberschwaben ist es zu verdanken, dass sie so gut erhalten blieben und bis heute als einzigartiges Dokument der fast vollkommen untergegangenen Atelierkultur des späten 19. Jahrhunderts einen authentischen Einblick in die Lebens- und Arbeitswelt von zwei „Malerfürsten“ der Gründerzeit gewähren.

***Dr. Dieter Büchner***

*Regierungspräsidium Stuttgart*

*Landesamt für Denkmalpflege*

*Berliner Straße 12*

*73738 Esslingen a. N.*



## Personalia

Prof. Dr. Claus-Joachim Kind

Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Schwerpunktgrabungen, Auswertungen

Dem Referenten für Steinzeitarchäologie im Referat 115 Schwerpunktgrabungen, Ausgrabungen, Feuchtbodenarchäologie, Herrn Claus-Joachim Kind, wurde im Herbst 2003 von der Universität Tübingen der Titel eines „Außerplanmäßigen Professors“ verliehen. Prof. Kind führt seit 1987 am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen zahlreiche Lehrveranstaltungen durch und habilitierte sich 1993. Schwerpunkt seiner Lehre war und ist die Alt- und Mittelsteinzeit in Europa.

## Ausstellungen

Kelten an Hoch- und Oberrhein

Basler Hof, Kaiser-Joseph-Str. 167  
79098 Freiburg  
(Regierungspräsidium Freiburg)  
Eröffnung 6. März 2006  
6. März bis 5. Mai 2006

Öffnungszeiten

Montag bis Freitag: 9–18 Uhr  
Information: [andrea.braeuning@rpf.bwl.de](mailto:andrea.braeuning@rpf.bwl.de)



Den südlichen Oberrheingraben kennzeichnet zu allen Fundepochen eine reiche und vielseitige archäologische Fundlandschaft, bedingt einerseits durch die zentrale Lage im Schnittpunkt wichtiger Ost-West und Nord-Süd gerichteter Verkehrsverbindungen, andererseits durch das günstige Klima und die fruchtbaren Böden.

Dies gilt auch die für Latènezeit, also die Zeit der Kelten. Sie sind das erste Volk unserer Geschichte, welches wir mit Namen kennen. Trotz der weiträumigen Ausbreitung in ganz Europa haben die Kelten nie einen einheitlichen Staat gebildet, vielmehr lebten sie in Stammesgemeinschaften, an deren Spitze „Adelige“ und Druiden standen. In

den letzten beiden Jahrhunderten vor der Zeitwende erscheint der Südwesten Baden-Württembergs geradezu als Ballungsraum, denn hier finden sich in sonst unbekannter Dichte unbefestigte und befestigte Großsiedlungen der jüngeren Latènezeit. Die genauen Gründe hierfür kennen wir nicht; sie mögen in der günstigen verkehrsgeographischen Lage dieses Raumes oder in den reichen hier anstehenden Erzvorkommen begründet sein, jedoch sind durchaus auch andere Ursachen vorstellbar.

Die spärlichen Aussagen der griechischen und später auch der römischen Überlieferungen erklären uns manches, wir sind aber nach wie vor auf die archäologischen Quellen angewiesen, um uns ein Bild dieser Zeit machen zu können.

Das reiche Fundmaterial, das von den in diesem Raum ansässigen späten Kelten hinterlassen wurde, soll im kommenden Jahr in einer Ausstellung im Regierungspräsidium Freiburg (Basler Hof) der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Zeugnisse des einheimischen Handwerks, importierte Waren und Beispiele keltischer Kunst werden hier ebenso zu sehen sein wie beeindruckende Beispiele des ersten nördlich der Alpen hergestellten Geldes.

Zahlreiche Neufunde aus den keltischen Großsiedlungen werden in der Ausstellung erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt.

Zu der Ausstellungseröffnung am 6. März 2006 wird ein Führer in der Reihe „Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg“ beim Theiss-Verlag erscheinen, in dem neben allgemeinen Kapiteln (Einführung, Handel, Handwerk, Kunst, Münzwesen) in mehreren topografischen Beiträgen die wichtigsten Fundorte der Region vorgestellt werden. Im Sinne der „Regio“ werden natürlich auch hier Fundorte aus der Schweiz und dem Elsass mit einbezogen.

Veranstalter:

- Fachbereich Archäologie des Referates Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Freiburg
- IFS, Inventar der Fundmünzen in der Schweiz – Institut für Ur- und Frühgeschichte und der Archäologie des Mittelalters der Universität Freiburg
- Institut für Ur- und Frühgeschichte und der Archäologie und Tübingen
- Institut für zerstörungsfreie Analytik und Archäometrie in Basel
- Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt
- Service d'Archéologie Ensisheim



## 450 Jahre Parität in Ravensburg 1555–2005 Hahn und Kreuz

Zweite Werkausstellung im Museum Humpis-Quartier  
22. Oktober 2005 bis 29. Januar 2006  
Marktstraße 45  
88212 Ravensburg

### Öffnungszeiten

Dienstag bis Freitag: 14–18 Uhr

Samstag und Sonntag: 11–18 Uhr

Eintritt frei

Anmeldungen zu Gruppenführungen und Info-Telefon: 0751 – 82201

Die inszenierte Ausstellung erzählt die Geschichte vom ungewöhnlichen Zusammenleben von Evangelischen und Katholiken in der Reichsstadt Ravensburg. Es ist die Geschichte eines letztendlich erfolgreichen Versuchs von gewaltfreier Duldung, pragmatischem Nebeneinander und Toleranz, aber auch von bitteren, täglichen Rückschlägen.

Beide Konfessionen hatten die Möglichkeit ihre Identität zu wahren und ihr Ausdruck zu verleihen: Die sinnenfrohe katholische und die auf die Schrift konzentrierte evangelische Welt. Auratische und selten gezeigte Objekte – wie Teile der barocken Klösterlekrippe – vermitteln ein Bild von der Strahlkraft der beiden Konfessionen in Ravensburg.

## Bilder aus Stein – Orpheus der Sängers. Technik und Botschaft römischer Mosaik- kunst

Eine Ausstellung des Archäologischen Landes-  
museums Baden-Württemberg zum Römerjahr  
2005 im Dominikanermuseum Rottweil  
8. Oktober 2005 bis 8. Januar 2006

### Dominikanermuseum

Am Kriegsdamm 4

78628 Rottweil

Tel. 0741 – 7862 oder

Tel. 0741 – 494 330 (Stadtarchiv)

E-Mail: [stadtarchiv@rottweil.de](mailto:stadtarchiv@rottweil.de)

Internet: [www.rottweil.de](http://www.rottweil.de)

### Öffnungszeiten

Dienstag bis Sonntag: 14 – 17 Uhr

Sonderführungen auf Anfrage auch vormittags  
Eintritt: 2 Euro einheitlich (Kinder unter 6 Jahre  
frei)

Mosaiken gelten zu Recht als großartige Belege des gehobenen römischen Wohnkomforts. Die Ausstellung informiert über die Entwicklung dieser Kunstgattung von ihren Anfängen bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. Im Zentrum stehen das berühmte Rottweiler Mosaik des Tiere besänftigenden Sängers und sein 1995 aufgefundenes Mainzer Gegenstück; beide werden hier ausführlich in den Kontext der in der Antike beliebten Orpheus-Darstellungen eingebettet. Die wissenschaftlich wie technisch höchst anspruchsvolle Rekonstruktion des bei Auffindung stark beschädigten Mainzer Mosaiks ist erstmals außerhalb seiner Heimatstadt zu sehen. Dank der üppigen bildlichen und literarischen Überlieferung der Antike wurde Orpheus übrigens auch zu einer der berühmtesten Sagengestalten in Mittelalter und Neuzeit.

Kleinste Steinchen, riesiges Bild: Obwohl das einzelne Mosaiksteinchen oft nur einige Quadratmillimeter (!) misst, erstaunen die antiken Mosaiken nicht nur durch die Schönheit ihrer Ornamente und Figuren, sondern auch durch ihre schiere Größe. Für das im Urzustand etwa 45 qm umfassende Rottweiler Orpheus-Mosaik mussten die römischen Mosaizisten seinerzeit schätzungsweise über eine halbe Million Steinchen verlegen! Auch in Fragen der Mosaiktechnik gewährt die Ausstellung anhand von zahlreichen Abbildungen und Exponaten vielfältige Einblicke.



# Mitteilungen

## Sitzung des Denkmalrates beim Regierungspräsidium Freiburg

In der Sitzung am 13.10.2005 im Schloss Beuggen, Rheinfelden, wurde zum Thema „Fenster im Baudenkmal“ ein grundlegender Beschluss gefasst:

Der Denkmalrat spricht sich grundsätzlich für die Reparatur erhaltungsfähiger Originalfenster und gegen deren Ersatz durch moderne „Serienfenster“ aus. Bei einem unvermeidbaren Austausch von Fenstern unterstützt er das Referat Denkmalpflege in seinem Bemühen, in der Regel an den am historischen Vorbild orientierten denkmalpflegerischen Grundsätzen festzuhalten. Den Denkmalschutzbehörden schlägt er weiter vor, unter Berücksichtigung und Abwägung der konkreten Umstände des Einzelfalls die Bauherren von denkmalverträglichen Lösungen zu überzeugen und im Rahmen des rechtlich vertretbaren auch durchzusetzen. Der Denkmalrat legt außerdem großen Wert darauf, dass dem Erhalt bzw. dem denkmalverträglichen Ersatz historischer Fenster im Rahmen des Förderprogramms für denkmalbedingte Mehraufwendungen eine hohe Priorität beigemessen wird.

Zum Tagungsordnungspunkt „Ausweisung einer Vorrangfläche für Windenergienutzung auf dem Bodanrück“ schloss sich der Denkmalrat ausdrücklich der Stellungnahme des Referats Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg an und sprach folgendes Votum aus:

Der Denkmalrat nimmt die im Flächennutzungsplan der Großen Kreisstadt Radolfzell ursprünglich dargestellte Ausweisung von Vorrangflächen für Windkraftanlagen auf dem Bodanrück zur Kenntnis. Er dankt dem Referat 25, dass es die aus denkmalpflegerischer Sicht bestehenden Bedenken gegen die Ausweisung einer Vorrangfläche in dieser exponierten und sensiblen Umgebung in der gebotenen Form geltend gemacht hat. Er begrüßt es außerordentlich, dass die Stadt Radolfzell inzwischen auf die Ausweisung einer Vorrangfläche auf dem Bodanrück verzichtet hat. Das Referat 25 wird als Träger öffentlicher Belange ermuntert und darin unterstützt, künftig bei vergleichbaren Planungen die denkmalpflegerischen Belange entsprechend deutlich zu vertreten.

# Tagungen

## Natursteintagung in Stuttgart am 17./18.3.2006

Im jährlichen Turnus findet diese Tagung zur Natursteinsanierung in Stuttgart statt. Veranstalter sind die Materialprüfungsanstalt der Universität Stuttgart, das Ingenieurbüro für Bauwerksdiagnostik und Schadensgutachten Karlsruhe und das Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege.

Tagungsort am 17.3. ist die Universität in Stuttgart-Vaihingen, Pfaffenwaldring 4. Am Samstag den 18. März ist die Besichtigung des Rottweiler Münsters geplant, dazu werden vor Ort Fachvorträge gehalten.

Weitere Informationen sowie Anmeldeformulare im Internet unter:

[www.mpa.uni-stuttgart.de](http://www.mpa.uni-stuttgart.de) oder

[www.gabrielepatitz.de](http://www.gabrielepatitz.de).

## Abbildungsnachweis

S1 LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Baden-Württemberg LAD (F. Pilz); S173 LAD (S. Kleingärtner); S. 174 Provinzialrömische Archäologie, Universität Freiburg (P. Rokosch); S 175–176 LAD (S. Schrickel), S 177 LAD (S. Kleingärtner); S 178 LAD (S. Schrickel); S 179 LAD (S. Kleingärtner); S 180–184 LAD; S 185o LAD (J. Butenuth); S 185u LAD (J. Butenuth); S 186 LAD (Referat Restaurierung); S 187 Museum für Natur und Stadtkultur, Schwäbisch Gmünd; S 188o K. Fiedler, Wissgoldingen; S 188u LAD (A. Rob); S 189 LAD (B. Steiner); S 190–192 LAD (F. Pilz); S 193l G. Schille: Ikonographie der christlichen Kunst, Bd. I, Gütersloh 1966, Abb. 142, Tafel aus Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin; S 193r Acta Historiae Artium 10, 1962, S. 69–123, Abb. 14, Tafel aus Erzbischöflichem Museum, Utrecht; S 194 LAD (J. Butenuth); S 195 E. Sauser: Symbole der katholischen Kirche, Stuttgart 1966, Abb. 89, Pal. Lat. 412, fol. 65r., Biblioteca Vaticana, Città del Vaticano; S 196 P. Jezler (Hg.): Himmel, Hölle, Fegefeuer, Ausstellungskatalog Zürich 1995, Abb. 211, Tafel aus Suermondt-Ludwig-Museum, Aachen; S 197 LAD (J. Butenuth); S 199 Museum Biberach (M. Obergassner); S 201 LAD (S. Schrickel); S 202–203 aus Bartning, Otto: Die 48 Notkirchen in Deutschland. Heidelberg 1949; S 204–205 LAD (S. Schrickel); S 206–207 LAD (B. Hausner); S 208 LAD (K. Fisch); S 209o LAD (K. Fisch), S 209u LAD (S. Schrickel); S210–211 LAD (B. Hausner); S 212–213 LAD (F. Pilz); S 225–230 LAD; S 231–232 LAD; S234o LAD; S 234u Reg.-Präs. Freiburg; S 235 LAD.

# Bücher

## **Otto Braasch, Vom heiteren Himmel ... Luftbildarchäologie**

Porträt Archäologie 1. Band. (2005),  
68 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen,  
6,- Euro ISBN: 3-9808926-1-1

Die neue Buchreihe der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte „Porträt Archäologie“ wird eröffnet mit einem Band von Dr. Otto Braasch zur Luftbildarchäologie. Mit diesem Werk schließt Otto Braasch an sein vor mehr als 22 Jahren von der Gesellschaft herausgegebenes Werk „Luftbildarchäologie in Süddeutschland an“, das schon lange vergriffen ist.

Mit zahlreichen prächtigen farbigen Fotos bebildert gibt die Publikation einen Einblick in die faszinierende Arbeit des Luftbildarchäologen und führt kenntnisreich in diese Methode ein. Viele archäologische Entdeckungen in Baden-Württemberg verdanken wir der Luftbildarchäologie. Otto Braasch zeigt, wie sich anhand der verschiedenen Merkmale im Boden unter anderem die Spuren von früheren Straßen und Siedlungen in unserem Land erhalten haben und aus der Luft sichtbar werden.

Bezug über: Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern e.V.  
Berliner Str. 12, 73728 Esslingen  
mail@gesellschaft-vfg.de

## **DenkMal öffentlich**

DenkMal öffentlich. Herausgegeben vom Städtetag Baden-Württemberg, dem Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, und der Hochschule Pforzheim.  
42 Seiten mit Abbildungen, 2005

Dieser Leitfaden zur Öffentlichkeitsarbeit soll alle unterstützen, die sich professionell oder ehrenamtlich mit Kulturdenkmalen beschäftigen. Vor allem die kommunalen Denkmalpfleger werden von den Beispielen, Mustertexten und Tipps profitieren.

Bezug über den Städtetag Baden-Württemberg  
(ute.teichmann@staedtetag-bw.de)  
für 9,80 Euro zzgl. 1,50 Euro Porto.

## **„Baukunst im deutschen Südwesten“ Architekten und Baumeister aus acht Jahrhunderten**

Karlheinz Fuchs, Baukunst im deutschen Südwesten, 255 Seiten, ca. 400 Farabbildungen, geb. DRW Verlag Leinfelden-Echterdingen, 2004. 49,- Euro

Eine umfassende Aufarbeitung der etwa fünftausendjährigen Baugeschichte auf dem Gebiet Baden-Württembergs, von den jungsteinzeitlichen Anfängen bis hin zum Dekonstruktivismus unserer Tage war bis vor kurzem Desiderat. Für den Stuttgarter Kulturjournalisten und Fotografen Karlheinz Fuchs Anlass, sich auf die Spuren unserer Bauepochen zu machen. Er beginnt – sozusagen als Prolog – mit den Rekonstruktionen von Pfahlbauten und Römerkastellen, um sich dann gerade im Südwesten großen Epochen von Romanik und Gotik zu widmen. Hernach, die hier weniger vertretene Renaissance und der infolge des Dreißigjährigen Krieges in unseren Breiten erst im späten 17. Jahrhunderts einsetzende Barock. Ihn macht Fuchs an höfischen Zentren wie Rastatt, Karlsruhe, Mannheim und Ludwigsburg fest und lässt das Kapitel mit dem „barocken Frühklassizismus“ französischer Meister wie Pigage, La Guêpière und d'Ixnard ausklingen. Auffallend ist die intensive Behandlung des 19. Jahrhunderts, besonders seiner zweiten Hälfte mit Historismus und Jugendstil, lange ja auch von der Wissenschaft als „Kitsch“ verpönt, nun aber denkmalwürdig.

Recht kritisch sind die Auseinandersetzungen mit dem anti-historischen Zeitgeist von der Wiederaufbauphase bis weit hinein in die Siebzigerjahre. Der Band endet in unseren Tagen mit Jörg Schlaichs „Leichtem Bauen“. Kurzum, ein längst überfälliger Cicerone für die so reiche baden-württembergische Architekturlandschaft, der viel Augenschmaus und Lesefreude bietet.

Dass Architektur sehr mit Menschen und Charakteren verbunden ist, zeigen über 100 Architektenbeschreibungen mit Lebenslauf, wichtigen Werken und meist einem Porträt.

Bezug durch den Buchhandel



## Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg als fachlich zuständige Landesoberbehörde wurde im Zuge der Verwaltungsreform zum 1. Januar 2005 aufgelöst. An seine Stelle treten fünf Organisationseinheiten.

Die hoheitlichen und regional orientierten Aufgaben wurden auf die vier Regierungspräsidien im Lande übertragen. Diese Aufgaben umfassen unter anderem:

Beratung der Denkmalschutzbehörden in fachkonservatorischen Fragen; fachliche Stellungnahmen in denkmalrechtlichen Genehmigungsverfahren sowie bei öffentlichen Planungen; Beratung der Eigentümer und Bauherren von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern; Durchführung und Auswertung von archäologischen Rettungsgrabungen; Erfassung und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Für landesweit übergreifende und koordinierende Aufgaben der fachlichen Denkmalpflege wurde im Regierungspräsidium Stuttgart eine neue Abteilung 11 – das Landesamt für Denkmalpflege – eingerichtet. Sie hat insbesondere die Aufgabe: Leitlinien konservatorischen Handelns vorzubereiten und an deren Umsetzung mitzuwirken; die fachliche Denkmalpflege des Landes im Rahmen der Leitlinien zu koordinieren, auf die Einhaltung der Ziele eines landeseinheitlichen Vollzugs hinzuwirken und die Denkmalschutzbehörden zu beraten; die Aufstellung des Denkmalförderprogramms unter Beteiligung der höheren Denkmalschutzbehörde vorzubereiten; fachliche Grundlagen für die Denkmalpflege und landeseinheitliche Kriterien zur Erfassung und Bewertung von Kulturdenkmälern sowie von Gesamtanlagen zu erarbeiten und darzustellen; in Abstimmung mit der höheren Denkmalschutzbehörde Dritte, insbesondere Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmälern in Fällen von besonderer Bedeutung oder Fällen, für deren Bewertung bei ihm ein besonderer Sachverstand vorhanden ist, fachlich zu beraten; Schwerpunktgrabungen durchzuführen und deren Auswertung vorzunehmen; die fachliche Denkmalpflege nach innen und außen zu vertreten sowie die zentrale denkmalfachliche Öffentlichkeitsarbeit vorzubereiten und in Abstimmung mit der obersten Denkmalschutzbehörde durchzuführen; zentrale Fachbibliotheken, Dokumentationen, Fachdatenbanken sowie sonstige zentrale Dienste zu unterhalten.

### **Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege**

Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar  
Postfach 200152  
73712 Esslingen am Neckar  
Telefon 0711 / 6 64 63 - 0  
Telefax 0711 / 6 64 63 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon 0 77 35 / 30 01  
Telefax 0 77 35 / 16 50

Arbeitsstelle Konstanz  
Stromeyersdorfstraße 3  
78467 Konstanz  
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30  
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

### **Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 Denkmalpflege**

79083 Freiburg im Breisgau  
Telefon 07 61 / 7 03 68 - 0  
Telefax 07 61 / 7 03 68 - 44

### **Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege**

76247 Karlsruhe  
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01  
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

### **Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 Denkmalpflege**

Postfach 200152  
73712 Esslingen am Neckar  
Telefon 07 11 / 6 64 63 - 0  
Telefax 07 11 / 6 64 63 - 444

### **Regierungspräsidium Tübingen Referat 25 Denkmalpflege**

Postfach 2666  
72016 Tübingen  
Telefon 0 70 71 / 9 13 - 0  
Telefax 0 70 71 / 9 13 - 201

### **Besucheradressen**

Regierungspräsidium Stuttgart  
Referat 25 Denkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Stuttgart  
Landesamt für Denkmalpflege  
Berliner Straße 12  
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Karlsruhe  
Referat 25 Denkmalpflege  
Moltkestraße 74  
76133 Karlsruhe

Regierungspräsidium Freiburg im Breisgau  
Referat 25 Denkmalpflege  
Sternwaldstr. 14  
79102 Freiburg im Breisgau

Regierungspräsidium Tübingen  
Referat 25 Denkmalpflege  
Alexanderstraße 48  
72072 Tübingen